

## „Citizen Science“ – eine Programmatik zur Rehabilitierung des Handelns wissenschaftlicher Laiinnen und Laien und ihre Implikationen für die Archäologie

**Matthias Jung**

### Zitiervorschlag

Matthias Jung. 2015. „Citizen Science“ – eine Programmatik zur Rehabilitierung des Handelns wissenschaftlicher Laiinnen und Laien und ihre Implikationen für die Archäologie. Forum Kritische Archäologie 4:42-54.

URI [http://www.kritischearchaeologie.de/repositorium/fka/2015\\_4\\_6\\_Jung.pdf](http://www.kritischearchaeologie.de/repositorium/fka/2015_4_6_Jung.pdf)

DOI [10.6105/journal.fka.2015.4.6](https://doi.org/10.6105/journal.fka.2015.4.6)

ISSN 2194-346X



Dieser Beitrag steht unter der Creative Commons Lizenz CC BY-NC-ND 4.0 (Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitung) International. Sie erlaubt den Download und die Weiterverteilung des Werkes / Inhaltes unter Nennung des Namens des Autors, jedoch keinerlei Bearbeitung oder kommerzielle Nutzung.

Weitere Informationen zu der Lizenz finden Sie unter: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>.

## „Citizen Science“ – eine Programmatik zur Rehabilitierung des Handelns wissenschaftlicher Laiinnen und Laien und ihre Implikationen für die Archäologie<sup>1</sup>

**Matthias Jung**

Fachbereich Gesellschaftswissenschaften, Goethe-Universität Frankfurt am Main

### Zusammenfassung

In seinem unlängst erschienenen Buch „Citizen Science“ untersucht der Wissenschaftstheoretiker Peter Finke die Rolle von Laiinnen und Laien für die Wissenschaft. Sein Anliegen ist es, ihre Bedeutung für den Erkenntnisfortschritt wie auch für ein praxisbezogenes bürgerschaftliches Engagement darzulegen. Aus zahlreichen Blickwinkeln variiert Finke den Grundgedanken einer Kontinuität des Handelns von Laiinnen und Laien zu dem von Fachwissenschaftlerinnen und Fachwissenschaftlern, die durch die institutionalisierten Erscheinungsformen der Wissenschaft verschleiert wird. Demgegenüber sollen im vorliegenden Beitrag Aspekte der Diskontinuität hervorgehoben werden, die es zu berücksichtigen gilt, gerade wenn man von der Wichtigkeit einer Etablierung und Förderung von „Citizen Science“ überzeugt ist.

### Abstract

In his recent book, *Citizen Science*, the philosopher of science Peter Finke investigates the role of amateurs in science. His concern is to sketch their importance for the progress of knowledge as well as for a praxis-oriented citizen engagement. Working from multiple perspectives Finke examines the idea of a continuity of action (*Handeln*) between amateurs on the one hand and scientific experts on the other, which he argues is disguised by institutionalized manifestations of science. In contrast, in this paper aspects of the discontinuity are highlighted. These should be kept in mind especially if one is convinced of the importance of establishing and supporting “citizen science.”

### Keywords

Hobbyarchäologie, citizen science, Wissenssoziologie, Wissenschaftspraxis

---

<sup>1</sup> Für freundliche Hinweise danke ich Andreas Franzmann, Tübingen.

„Dies Bedürfnis, zu den Ursprüngen hinabzusteigen, ist so mächtig, daß es nicht von bloßer Neugier getrieben sein kann. Die Vorgeschichte wird von vielen Vorgeschichtlern als eine persönliche Angelegenheit empfunden, sie ist wohl die Wissenschaft mit den meisten Amateuren, eine Wissenschaft, die jedermann ohne besondere Befähigung betreiben zu können glaubt. Die Reichtümer der Archäologie rufen bei fast jedem Menschen ein Gefühl von Heimkehr hervor, und kaum jemand kann sich der Versuchung entziehen, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit die Erde zu durchwühlen, wie ein Kind sein Spielzeug zerlegt.“

(Leroi-Gourhan 1980: 13)

### „Citizen Science“, der erfahrungswissenschaftliche Habitus und das Strukturproblem wissenschaftlicher Laiinnen und Laien

Der Wissenschaftstheoretiker Peter Finke hat mit „Citizen Science“ (Finke 2014) ein Buch vorgelegt, das wissenschaftliche Betätigungen von Laiinnen und Laien<sup>2</sup> zum Gegenstand hat und dessen Anliegen es ist, ihre zuweilen belächelten und seitens der professionellen Wissenschaft nicht ganz ernstgenommenen Aktivitäten zu rehabilitieren. Nicht nur soll die Aufmerksamkeit auf die verborgenen Potentiale wissenschaftlichen Laienhandelns gelenkt und sein Beitrag zum Erkenntnisfortschritt im engeren Sinne gewürdigt werden, die Laiinnen und Laien firmieren darüber hinaus als lebendige Exempel bürgerschaftlichen Engagements (deshalb: „Citizen Science“). Auch der „Wutbürger“ sei ein „Wissensbürger“, und bezugnehmend auf das Beuyssche Diktum, jeder Mensch sei ein Künstler, merkt Finke an: „Wäre er selbst nicht Künstler, sondern Wissenschaftler gewesen, hätte er wahrscheinlich gesagt: Jeder Mensch ist ein Wissenschaftler. Und er hätte genau so recht damit gehabt“ (Finke 2014: 159).<sup>3</sup> Vor dem Hintergrund

<sup>2</sup> Der Verfasser hatte in dem diesem Text zugrunde liegenden Manuskript in Einklang mit der Grammatik des Deutschen aus sprachästhetischen und sprachökonomischen Gründen das generische Maskulinum verwendet. Die ausdrückliche Nennung der jeweils weiblichen Form erfolgt auf den Wunsch der Herausgeberinnen und Herausgeber.

<sup>3</sup> Unmissverständlich votiert Finke aber gegen eine kulturindustrielle Indienstnahme von Wissenschaft in Gestalt „unterhaltsamer Wissenschaftsshows“, die ihr Ziel, komplexe Inhalte anschaulich darzubieten, verfehlten: „Tatsächlich entsteht dadurch jedoch das falsche Bild einer ihrer faktischen Mühen entkleideten, spektakulären Ansammlung lustiger oder raffinierter Demonstrationen, die das, worum es in der Wissenschaft geht, kaum verständlicher machen, sondern es

einer empirischen Untersuchung zu den Motivlagen von Hobbyarchäologinnen und -archäologen (Jung 2010a) sollen im Folgenden die Implikationen des Konzeptes „Citizen Science“ modellhaft anhand des Engagements von Laiinnen und Laien in der (ur- und frühgeschichtlichen) Archäologie diskutiert werden.

Finke veranschaulicht sein Verständnis von „Citizen Science“ anhand von vier Metaphern. Zunächst der einer *Himalayaexpedition*: Das Interesse von Medien und Öffentlichkeit richte sich auf die Gipfelstürmenden, dabei werde verkannt, wie viele Personen an der Vorbereitung und Durchführung einer solchen Expedition beteiligt seien. „Citizen Science ist eine Art Basislager der Wissenschaft“, und die mit dem Verbleib im Basislager verbundene Selbstbeschränkung sei kein Defizit, sondern zeuge von „Einsicht, Lebensnähe und Praxisbezug“, sei mithin also ein „Qualitätsmerkmal“ (Finke 2014: 10).

Die Metapher von dem *Apfelbaum* und den an ihm hängenden Früchten der Erkenntnis versinnbildlicht den Umstand, dass man zum Ernten der hoch hängenden Äpfel zwar Hilfsmittel benötige („Methodenleiter“), doch die unteren, vergleichsweise einfach zu pflückenden Äpfel nicht von minderer Qualität seien. „Dies bedeutet: Auch die bodennahe, lebensverbundene Wissenschaft ist nicht schlechter als die hohe, abstrakte (...)“ (Finke 2014: 56).

Als dritte Metapher führt Finke die eines *Gebäudes* an. Das „Haus der Wissenschaft“ umfasse zahlreiche Wohnungen, in welchen die unterschiedlichen Disziplinen hausten, ständig werde in ihm um- und angebaut, es wachse in die Höhe, das Dach sei als jeweils nur vorläufiger Abschluss ein Provisorium. Die unteren Stockwerke bevölkere die „Citizen Science“, „und hier muss jeder durch, auch derjenige, der hoch hinauf will“ (Finke 2014: 112). Zudem hänge die Statik des ganzen Gebäudes von der Stabilität dieses Fundaments ab.

Diesen Aspekt nimmt auch die letzte Metapher, die der *Pyramide*, auf. Deren hohe Spitze verlange nach einer breiten und sicheren Fundierung, sie sei so auch Sinnbild der demokratischen Verankerung von Wissenschaft im „Bürgerwissen einer gebildeten Zivilgesellschaft“ (Finke 2014: 182), das wiederum eine Kontrolle des Expertentums gewährleiste.

Wie auch immer es um die Stimmigkeit der zur Verdeutlichung von „Citizen Science“ bemühten Metaphern bestellt sein mag, ist ihnen doch allen

nur mehr in einen mediengerechten Rahmen einpassen. Hier wird Citizen Science mit Public Science verwechselt und Public Science mit Unterhaltung“ (Finke 2014: 206).

gemeinsam, dass sie die Kontinuität von der Laienforschung über die professionelle Wissenschaft bis hin zu einsamen wissenschaftlichen Spitzenleistungen ebenso betonen wie die Bedeutung der Laienforschung als notwendige Grundlage von Wissenschaft.

Dagegen soll in dem vorliegenden Beitrag ein entscheidendes Moment der Diskontinuität von Laien- und Fachwissenschaft herausgearbeitet werden, das jenseits von Fachwissen, Status, Reputation und anderen äußerlichen Indikatoren liegt: der professionalisierte Habitus erfahrungswissenschaftlichen Handelns.<sup>4</sup> Habitus meint hier, angelehnt an die frühen Schriften Pierre Bourdieus, ein Prinzip oder eine generative Formel, die Urteile der Angemessenheit generiert und das Handeln strukturiert.<sup>5</sup> Als Teil des „schweigenden“ oder „impliziten“ Wissens (Polanyi 1985) entzieht der Habitus sich der Abfragbarkeit: Er lässt sich nicht erfragen (erst recht nicht durch standardisierte Erhebungsinstrumente wie Fragebogen), sondern muss aus Handlungen und Sprechhandlungen rekonstruiert werden.<sup>6</sup> Auch wenn der Habitus jenseits bewusster Kontrollierbarkeit operiert, ist er nicht mit dem Unbewussten im Sinne des dynamisch Verdrängten zu verwechseln.

Die Ausbildung in den Professionen<sup>7</sup> besteht typischerweise aus zwei Komponenten: einem akademi-

schen Studium, das der Aneignung der jeweiligen kodifizierten Wissensbestände dient, und einer Phase, in welcher die „Novizinnen“ und „Novizen“<sup>8</sup> in die spezifische Praxis ihrer Fächer eingeführt werden durch die Teilhabe an dieser Praxis, sowie die begleitende Unterweisung durch erfahrene Fachvertreterinnen und -vertreter. Die erste Komponente ist standardisierbar und kurrikularisierbar, die zweite nicht. Hier müssen die Novizinnen und Novizen lernen, einen Fall, ein konkret vorliegendes Handlungsproblem, zu verstehen, zu lösen und so Erfahrungswissen zu kumulieren. Den beiden Komponenten entsprechen zumeist auch zwei unterschiedliche zeitliche Phasen der Ausbildung, was aber nicht zwingend ist. Gerade in den Wissenschaften verlaufen Aneignung des Fachwissens und Einüben der Praxis wissenschaftlichen Problemlösens häufig parallel. Die epochale Leistung der Humboldtschen Universität lag darin, die Herausbildung eines erfahrungswissenschaftlichen Habitus institutionalisiert und ihm in der philosophischen Fakultät einen Ort gegeben zu haben. Die vielberufene Einheit von Forschung und Lehre ist nämlich Bedingung der Möglichkeit der Habitusbildung in den Erfahrungswissenschaften, die sich so gestaltet, dass die Novizinnen und Novizen über ihre Partizipation an der Forschung die Handlungslogik professionalisierter Praxis verinnerlichen. Dabei handelt es sich nicht (oder nicht in erster Linie) um einen Lern-, sondern um einen genuinen Bildungsprozess, bei dem die frühzeitige Teilhabe an authentischer, sich mit all den damit verbundenen Schwierigkeiten und Krisen in eine offene Zukunft hinein vollziehender Forschung entscheidend ist – anstelle eines bloßen Abspeisens mit Forschungssurrogaten in Form didaktischer Präparationen und Simulationen.<sup>9</sup> Vom Ergebnis her betrachtet, muss den Novizinnen und Novizen am Ende dieses Bildungsprozesses eine Versachlichung ihrer Interessen gelungen sein, die verschiedene Facetten hat: Sie bedeutet eine Sublimierung der ursprünglichen Antriebe und deren Unterordnung unter eine strenge Sachhaltigkeit, das heißt auch eine Unterordnung unter die Logik des besseren Arguments, was wiederum impliziert, dass sie in der Lage sein müssen, sich kollegialer Kritik auszusetzen und eigene Hypothesen und Theori-

<sup>4</sup> Grundlage dieser Ausführungen ist die von Ulrich Oevermann ausgearbeitete revidierte Professionalisierungstheorie (vgl. Oevermann 1996); die angeführte Untersuchung zu Hobbyarchäologinnen und -archäologen (Jung 2010a) ist entstanden im Rahmen des von Oevermann geleiteten Teilprojektes „Struktur und Genese professionalisierter Praxis als stellvertretender Krisenbewältigung“ des Frankfurter SFB/FK 435 „Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel“. Zu den Besonderheiten des erfahrungswissenschaftlichen Habitus vgl. Burkholz 2008: 213–222; Franzmann 2012; Oevermann 1996: 95–109; 2005a; zur historischen Genese und Institutionalisierung dieses Habitus vgl. Münte 2004; Münte und Oevermann 2002.

<sup>5</sup> Bourdieu selbst hat sein Verständnis des scholastischen Begriffs „Habitus“ zuerst in Zusammenhang mit der künstlerischen Produktion in einem Nachwort zu einem Buch von Erwin Panofsky dargelegt (Bourdieu 1970), später, insbesondere in der bekannten Untersuchung „Die feinen Unterschiede“ (Bourdieu 1982), erfolgte dann eine Engführung des Habitus- mit dem Lebensstilkonzept. Ein in bewussten Konsumentscheidungen sich manifestierender Lebensstil ist aber allenfalls ein schwacher Abhub des Habitus als „Erzeugungsformel“ (Bourdieu 1982, 278) von Praxis.

<sup>6</sup> Derartige Analysen hat Andreas Franzmann (2012) in seiner umfangreichen Studie zum professionalisierten Habitus in den Erfahrungswissenschaften vorgelegt.

<sup>7</sup> Inwiefern die Erfahrungswissenschaften als Professionen zu begreifen sind, kann hier nicht entwickelt werden; es sei auf die einschlägigen Passagen in Oevermann 1996 und Franzmann 2012 verwiesen.

<sup>8</sup> Die Logik dieser Phase der Praxisteilhabe unter der Bedingung eines Moratoriums ähnelt in der Tat einem Noviziat oder auch einem Lehrlingsverhältnis, weshalb im Folgenden die „Wissenschaftsanfängerinnen“ und „Wissenschaftsanfänger“ mit den Begriffen „Novizin“ bzw. „Novize“ bezeichnet werden.

<sup>9</sup> Was dies betrifft, sind die Folgen der letzten Universitätsreformen, welche die Verbindlichkeit des Modells einer Einheit von Forschung und Lehre endgültig zerstört haben, noch nicht abzusehen.

en gegebenenfalls aufzugeben.<sup>10</sup> „Versachlichung“ meint nicht die Tilgung der Leidenschaft, mit der die Forschung betrieben wird, aber doch ihre Relativierung zu einem bloßen Moment, die Fähigkeit zur Abstraktion von den affektuellen Qualitäten, die sich mit einem Forschungsgegenstand verbinden.<sup>11</sup> Professionalisierte Forscherinnen und Forscher müssen den Fallibilismus ebenso verinnerlicht haben wie die Orientierung an der regulativen Idee der Wahrheit, und sie erreichen dies durch Partizipation an ernsthafter Forschung und die Mentorenschaft erfahrener Forscherinnen und Forscher – durch ein Selbststudium indes lässt sich dieser Habitus kaum ausbilden.<sup>12</sup>

Zu den biographischen Hintergründen des Interesses an Gegenständen der Wissenschaft bemerkt Finke: „Letztlich beginnt alle Wissenschaft mit privaten Motiven – auch Profis haben ihr Studienfach oder ihr Forschungsthema meist aufgrund ihrer persönlichen Interessen gewählt“ (Finke 2014: 121). Das ist sicher zutreffend, doch maßgeblich bleibt, welche Rolle diese initialen Motive im weiteren Verlauf spielen, ob sie so umgebildet werden können, dass sie im Dienste erfahrungswissenschaftlichen Handelns stehen oder ob sie im Gegenteil die Entwicklung des ihm korrespondierenden Habitus verhindern.

Mit diesem Verständnis einer Professionalisierung von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern gewinnt man auch einen Begriff von dem Strukturproblem wissenschaftlicher Autodidaktinnen und Autodidakten. Es kommt eben nicht lediglich auf die Aneignung und Kumulation von Fachwissen an, sondern auf die Herausbildung eines bestimmten Habitus. Gewiss wäre es eine falsche Generalisierung, die Bildung dieses Habitus ausschließlich auf eine universitäre Ausbildung zu reduzieren – unerlässlich für sie ist aber, dass die Praxis, in der sie sich vollzieht, der universitären Ausbildung analoge Struktureigenschaften aufweist, also ein Meister-Schüler-Verhältnis, in dem die Novizinnen und Novizen mit typischen Handlungsproblemen, Möglichkeiten ihrer Bearbeitung, aber auch Fallstricken von Lö-

sungsversuchen vertraut gemacht und sukzessive zu selbständigen Lösungen angehalten werden.

In diesen Zusammenhang gehört auch eine Bestimmung des Verhältnisses von Datenerhebung und Datenauswertung, die sich in den verschiedenen erfahrungswissenschaftlichen Fächern sehr unterschiedlich darstellt. In der Archäologie ist dieses Verhältnis besonders anschaulich, es manifestiert sich einerseits in Ausgrabungen oder Surveys sowie der Dokumentation und Aufbereitung der dabei angetroffenen Funde bzw. Befunde, andererseits in der darauf aufsattelnden wissenschaftlichen Bearbeitung. In einem analytisch strengen Verständnis ist das eigentliche Feld wissenschaftlichen Handelns die Auswertung, verstanden als methodisch geregelte Erschließung von Realität. Sie ist professionalisierungsbedürftig im Sinne der Ausbildung eines Habitus, während es bei der Datenerhebung um das Erlernen und Einüben der jeweiligen fachspezifischen Techniken geht, die in vielen Fällen auch an nichtwissenschaftliches Personal delegiert werden können. Dennoch ist es auch für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler wichtig, diese Techniken der Datenerhebung erlernt und angewandt zu haben, weil sie so ein Gefühl für die zu untersuchenden Gegenstände, ein über den konkreten Umgang vermitteltes Verständnis des Materials gewinnen, weshalb man verallgemeinernd sagen könnte, dass dies eine notwendige Voraussetzung für den Habituswerb darstellt. Selbstverständlich müssen gute Ausgräberinnen und Ausgräber nicht zwangsläufig auch gute Auswerterinnen und Auswerter sein (und umgekehrt). Diese sinngemäß auch auf andere Wissenschaften übertragbare strukturelle Differenz von Datenerhebung und –auswertung und der unterschiedliche Grad der Professionalisierungsbedürftigkeit beider Handlungsfelder werden von Finkes Metaphern getilgt – die an dem „Apfelbaum der Wissenschaft“ hängenden Früchte sind eben nicht gleich, was freilich nicht impliziert, dass die einen „besser“ oder „wertvoller“ als die anderen sind.

### **Historisches Fallbeispiel zur archäologischen Laienforschung: Heinrich Schliemann und sein „Schmähschreiber“ Ernst Boetticher**

Finke verweist auf „einige herausragende Figuren, die fast wie Leitfiguren der heutigen Citizen Science-Bewegung wirken, weil sie weniger durch Universitäts-, als durch Selbststudien zu dem wur-

<sup>10</sup> Deshalb ist die mangelnde Bereitschaft von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, Kritik zu üben und sich mit Kritik auseinanderzusetzen, ein Indikator für Deprofessionalisierungstendenzen (vgl. hierzu Liebermann und Loer 2007).

<sup>11</sup> Oevermann spricht mit Rekurs auf Max Weber von einer widersprüchlichen Einheit „von Leidenschaft, in Neugierde und Faszination vor der Neuheit der Einsicht sich zeigend, und von Routine bzw. Unterordnung unter die methodischen Regeln“ (Oevermann 1996: 106).

<sup>12</sup> Damit soll freilich keine Auratisierung dieses Habitus betrieben werden, der für sich genommen noch kein Garant für die Produktion sachhaltiger Erkenntnis ist.

den, was sie waren oder sind“ (Finke 2014: 27), wie zum Beispiel Charles Darwin oder Gregor Mendel. Nun ist der Erwerb eines Forschungshabitus in der beschriebenen Form nicht notwendig an den Besuch von Universitäten gebunden, gleichwohl sind – oder, wie man mit Blick auf die Folgen der letzten Universitätsreformen vielleicht sagen muss, – waren sie der ausgezeichnete und institutionalisierte Strukturort hierfür.<sup>13</sup> Was die angeführten historischen Gewährsleute von „Citizen Science“ angeht, so könnte man frei nach Brecht sagen, dass man eben doch nur die im Licht sieht, und nicht diejenigen, denen die Habitusbildung misslang. Ein solcher Fall soll nachfolgend beschrieben werden. Er ist deshalb so instruktiv, weil er einen ihm in Charakter und Begabung ähnlichen Antipoden hatte, der aber, wenn auch durchaus nicht bruchlos, einen Forscherhabitus zu entwickeln vermochte: Gemeint ist der Hauptmann a.D. Ernst Boetticher (1842–1930), der langjährige Opponent Heinrich Schliemanns, von diesem regelmäßig als sein „Schmähschreiber“ bezeichnet. Er vertrat vehement die These, das von Schliemann in Hissarlik Ausgegrabene sei nicht Überrest einer Siedlung, sondern vielmehr einer „Feuernekropole“, das vermeintliche Troja sei also in Wirklichkeit ein Krematorium gigantischen Ausmaßes.<sup>14</sup> Die Persönlichkeiten beider lassen sich als intelligent, belesen, versatil, tüchtig, hartnäckig und leicht reizbar beschreiben, und weder Schliemann noch Boetticher durchliefen eine intensive universitäre Ausbildung. Schliemann belegte ab 1866 Lehrveranstaltungen an der Sorbonne: „Französische Sprache und Literatur im 16. und 19. Jahrhundert, griechische Philosophie und Literatur, arabische Sprache und Dichtung, ägyptische Philologie und Archäologie und vergleichende Sprachwissenschaft“ (Witte 2013: 41). Der Bogen seiner wissenschaftlichen Interessen war weit gespannt, doch vor dem Hintergrund seiner rastlosen Reisetätigkeit und der Aufnahme seiner Forschungen in Griechenland 1868 ist nicht davon auszugehen, dass seine universitären Studien den Effekt des Erwerbs eines erfahrungswissenschaftlichen Habitus haben konnten, der als Bildungsprozess Zeit benötigt. Ähnlich Boetticher, der im Alter von 34 Jahren 1876 im Rang eines Hauptmanns als Kriegsinvalide

pensioniert wurde und nach seiner Übersiedelung nach Berlin 1881 die Universität besuchte. Hier belegte er „u.a. Politik und Geschichte bei Heinrich von Treitschke, Nationalökonomie bei Adolph Wagner sowie Philosophie bei Friedrich Paulsen, um sich schließlich v.a. der Archäologie zu widmen“ (Zavadil 2009: 22). Zugleich begann seine rege Publikationstätigkeit, und spätestens ab 1882 beschäftigte er sich mit den Schliemannschen Befunden in Hissarlik. Auch in seinem Fall verraten die von ihm frequentierten universitären Veranstaltungen ein breites Interessenspektrum, aber auch hier war die in der Universität verbrachte Zeit für eine Habitusformung nicht ausreichend. Bei Schliemann wie bei Boetticher wird der Besuch der Universität vor allem der Aneignung und Akkumulation von Wissen gedient haben.

In Briefen Schliemanns aus den 1850er Jahren spricht sich eine abstrakt-allgemeine, nicht erfahrungsgesättigte Faszination durch „die“ Wissenschaft aus, gepaart mit der Befürchtung, selbst „mein ganzes Leben lang in wissenschaftlicher Hinsicht nur ein *Stümper*“<sup>15</sup> zu bleiben. Auch betont er die „Herzensruhe und Selbstzufriedenheit“<sup>16</sup>, die ihm die Beschäftigung mit Wissenschaft gewähre. Es ist in dieser Zeit primär die psychische Wertigkeit, welche die Bedeutung der Wissenschaft für Schliemann ausmacht, und nicht das Interesse an einem Forschungsgegenstand, dessen Widerständigkeit durch Erkenntnis aufzulösen wäre. Es mangelt nicht an Äußerungen, in denen er seine Überlegenheit gegenüber den „Stubengelehrten“ bekundet, doch suchte er andererseits um den Rat von Fachleuten nach, wie etwa ein Brief an Ernst Curtius zeigt.<sup>17</sup> Schliemann wusste um die eigenen Insuffizienzen auf dem Gebiet des wissenschaftlichen Handelns und wandte sich deshalb an Fachgelehrte, wobei es ihm, wie gerade auch aus dem Brief an Curtius hervorgeht, nicht nur um die Klärung konkreter Fragen, sondern die Einrichtung einer Art Mentorenverhältnis ging. Dies markiert eine entscheidende Differenz zu Boetticher, der, soweit die Quellen diesen Schluss zulassen, nicht Rat und Belehrung suchte, sondern Bestätigung sowie Verbündete in Gestalt einflussreicher Fachgelehrter, welche die von ihm propagierten Theorien in der Fachöffentlichkeit vertraten. Er fühlte sich von der Fachwelt übergangen, „da ich nicht

<sup>13</sup> Vgl. hierzu den Fall von Herrn Wöhrl, der aufgrund günstiger biographischer Konstellationen einen vollgültigen Forscherhabitus als Archäologe auszubilden vermochte, bevor er ein entsprechendes Studium aufnahm (Jung 2010a: 225–257).

<sup>14</sup> Nachfolgend werden nur einige, in Zusammenhang mit der Habitusbildung aufschlussreiche Aspekte der komplexen und facettenreichen Kontroverse zwischen Boetticher und Schliemann skizziert. Verwiesen sei auf die vorzügliche, von Michaela Zavadil vorgelegte Dokumentation dieser Kontroverse (Zavadil 2009).

<sup>15</sup> Schliemann an Magdalena Schliemann, 31.12.1856, zit. nach Meyer 1953: 88; Hervorhebung im Original.

<sup>16</sup> Schliemann an Hepner, 02.04.1858, zit. nach Meyer 1953: 93.

<sup>17</sup> Schliemann an Curtius, 03.02.1872, in: Meyer 1953: 202; vgl. auch die Anmerkung von Ernst Meyer zu diesem Brief (Meyer 1953: 334 Anm. 278).

über den Doctorhut verfüge“<sup>18</sup>, und währte, „in Hisarlik besser zu Hause“ zu sein „als Dr. Dörpfeld, kraft sorgsamem Vergleichens aller Berichte, Zeichnungen und Pläne seit Beginn der Schliemann’schen Forschungen und kraft des Besitzes archäologischer und ethnologischer Kenntnisse“ (Boetticher 1889: 5); darüber hinaus führte er zu seiner fachlichen Legitimation an, „als [...] ausgebildeter und praktisch erprobter Artillerieoffizier [...] darüber, ob fragliche Bauten ihrer Natur nach Festungswerke sein können, wohl mehr Urtheil“ als Dörpfeld zu besitzen. Auch nahm er für sich in Anspruch, er habe „in Krieg und Frieden gewiss soviel Erdarbeiten geleitet wie jemals dieser“ (Boetticher 1889: 5).

Die in diesen Ausführungen fassbar werdende Frontstellung zwischen „Spatenforschern“ und „Stubengelehrten“ verweist auf die Differenz von Datenerhebung und Datenauswertung: Die Datenerhebung manifestiert sich in Ausgrabungen oder Surveys sowie der Dokumentation und Aufbereitung der dabei angetroffenen Funde und Befunde, die Datenauswertung in der darauf aufsattelnden wissenschaftlichen Bearbeitung und Deutung. Schliemann neigte zu Beginn seiner archäologischen Tätigkeiten dazu, die Bedeutung der Ausgrabung zuungunsten der Auswertung zu überschätzen, so als ob die freigelegten Funde und Befunde für sich selbst sprechen könnten und eine interpretierende Auswertung nicht mehr benötigten – wenn man nur den Ausgrabungsort mittels der Homerschen Epen oder anderer antiker Quellen identifiziert habe, dann liege der Charakter der Funde und Befunde als beispielsweise dem Personal der Epen zugehörig auf der Hand.<sup>19</sup> Für die Einsicht in die Notwendigkeit einer maßgeblich auf dem Wege des Vergleichens zu vollziehenden Deutung und Bestimmung war für Schliemann die Person Rudolf Virchows zentral. Diese Läuterung Schliemanns zur Wissenschaftlichkeit, die eine Überformung des Kaufmannshabitus bedeutete und die an mit diesem verbundene Tugenden – Genauigkeit, Selbstdisziplin, Exaktheit der Dokumentation (vgl. Herrmann 1990: 68) – anknüpfen konnte, vollzog sich wesentlich während der gemeinsam

mit Virchow verbrachten Zeit in Troja von März bis Anfang Mai 1879 eine Art Crashkurs in der Aneignung der Logik wissenschaftlichen Handelns. Ernst Meyer trifft m.E. den entscheidenden Punkt, wenn er feststellt: „In jenen Wochen lebte Virchow seinem Gastgeber ohne viel Worte wissenschaftliches Denken und Verfahren vor“ (Meyer 1955: 158), denn die Habitusformung als Bildungsprozess vollzieht sich eben *nicht* in erster Linie durch explizite Unterweisung, sondern durch das exemplarische Vorleben der Bewältigung wissenschaftlicher Krisen.<sup>20</sup>

In seiner Gedächtnisrede auf Schliemann spricht Virchow (1891) ausdrücklich die von Schliemann erworbene Fähigkeit an, sich Kritik zu stellen, Kritik anzunehmen und gegebenenfalls die eigenen Hypothesen im Lichte dieser Kritik zu revidieren. Dies ging Boetticher vollständig ab. Er beharrte auf einer einmal gefassten Meinung, ignorierte ihr widersprechende Evidenzen und nahm stattdessen Zuflucht zu Verschwörungstheorien. Boetticher hatte keinen Mentor, wie Virchow für Schliemann einer war, und die Frage muss offenbleiben, ob er, wenn er denn einen solchen gehabt hätte, in der Lage gewesen wäre, seine Feuernekropolentheorie aufzugeben. Der Streit entzündete sich an der Interpretation von Grabungsplänen. In den zahlreichen Räumen, wie sie sich in dem Buch „Ilios“ (Schliemann 1881: Plan 1) darstellen und die Schliemann als Teil der dritten Stadt, des Trojas Homers, ansprach, sah Boetticher einen Beleg für seine Theorie, Troja sei keine Siedlung, sondern eine Feuernekropole gewesen. Das Buch „Troja“ enthielt eine Korrektur (Schliemann 1884: Plan 7), mit der Boetticher sich nicht abzufinden bereit war. Der Plan zeigt die Reste großer Gebäude der zweiten Stadt, in der Schliemann mittlerweile das homerische Troja erkennen wollte. Boetticher verstieg sich zu dem Gedanken, Schliemann und Dörpfeld hätten diesen neuen Plan bewusst manipuliert, nur um seine Feuernekropolentheorie *ad absurdum* zu führen.

Die Bedeutung des Unterschiedes von Datenerhebung und -auswertung, im vorliegenden Fall in der Gestalt von Ausgrabung/Dokumentation und Interpretation, sah Boetticher indes recht klar, und er nahm in Anspruch, nicht der Ausgräber der Befunde sein und auch diese Befunde nicht aus eigener Anschauung kennen zu müssen, um eine stichhaltige Interpretation vorzulegen: „Die einseitige Betonung der Autopsie ist eine Verneinung des Denkens, ein Ausfluss der materialistischen Strömung von heute,

<sup>18</sup> Boetticher an Ebers, 08.08.1888, zit. nach Zavadil 2009: 175.

<sup>19</sup> Joachim Herrmann beschreibt diesen Umstand folgendermaßen: „Der Zwang zur wissenschaftlichen Akribie war Schliemann zur zweiten Natur geworden – sofern es um die Festschreibung von Phänomenen ging. Sobald es sich um Wesensdeutung und um die Darstellung historischer Zusammenhänge und Einsichten handelte, war Schliemann in methodischer Hinsicht mehr oder weniger hilflos. Spekulative Aussagen, Enthusiasmus und theoretische Simplifikationen sowie Kurzschlüssigkeit bestimmten seine Auffassungen vielfach“ (Herrmann 1990: 68).

<sup>20</sup> Aus diesem Grund lässt sich die Habitusbildung nicht kurrikularisieren, sie gehört dem „hidden curriculum“ der Universitäten an; diese Implizitheit und „Unsichtbarkeit“ begründet auch ihre Schutzlosigkeit gegenüber technokratischen Interventionen.

welche die mechanische Tätigkeit der Sinne, z.B. des Auges höher stellt als das geistige Urtheil. Der Schein trügt! Das alte Leitmotiv: ‚er ist ja gar nicht dagewesen‘ klingt überall aus Dörpfeld’s Polemik hervor“ (Boetticher 1889: 5). Damit verweist er ganz zu Recht auf die Eigenlogik und die eigene Dignität der Auswertung – zum Problem wird die Interpretation aber dann, wenn sie ihren hypothetischen Charakter verliert und sich zu einem unumstößlichen Dogma verfestigt. Mögliche Falsifikatoren werden dann entweder nicht zur Kenntnis genommen oder ohne inhaltliche Auseinandersetzung abgewehrt. Dann kann sie in der Tat den Charakter einer „fixen Idee“ annehmen, wie sie sich Boetticher von Moriz Hoernes (1890) attestiert glaubte, wogegen er sich bei dessen damaligem Vorgesetzten im Naturhistorischen Museum Wien, Josef Szombathy, wortreich verwahrte.<sup>21</sup>

In dem besagten Text stellt Hoernes einen Vergleich des Werdegangs Boettichers mit dem Schliemann an: „Aber sein Beispiel lehrt auch, wie man sich die hartnäckig versagte Anerkennung schließlich dennoch erringt. Nicht durch hypnotisierendes Wiederholen und Variieren strittiger Behauptungen, nicht durch erbitterte Streitschriften und ‚Sendeschreiben‘, wie Bötticher sie so unerschöpflich producierte, sondern durch beharrliches Weiterstreben und ehrliche Arbeit. Irrthümer freimütig einzugestehen, die Wahrheit mühsam herauszuschälen, seine Kräfte durch unbefangene Mitarbeiter und fortgesetzte Untersuchungen zu verstärken – das hat auch der glückliche Schliemann erst lernen müssen (...)“ (Hoernes 1890: 342). Mit diesen Worten beschreibt Hoernes prägnant den Prozess der Professionalisierung wissenschaftlichen Handelns.

### **Zeitgenössisches Fallbeispiel zur archäologischen Laienforschung: Herr Schneider**

Zur weiteren Diskussion des Komplexes Professionalisierung, Habituserwerb und Laienhandeln im Bereich der Archäologie sei rekuriert auf Ergebnisse einer Untersuchung zu den Motivstrukturen von Hobbyarchäologinnen und Hobbyarchäologen (Jung 2010a). Damit sind, in Abgrenzung einerseits von Facharchäologinnen und Facharchäologen und andererseits von illegal archäologisch Tätigen wie Sondengängerinnen und Sondengängern, Schatzsucherinnen und Schatzsuchern sowie Raubgräberinnen

und Raubgräbern, Personen gemeint, die mit behördlicher Genehmigung Feldbegehungen unternehmen. Entgegen einer verbreiteten Meinung handelt es sich bei den Hobbyarchäologen<sup>22</sup> typischerweise nicht um Sammler, die sich den Mühen von Begehungen unterziehen, um sich archäologische Objekte zu verschaffen, von denen für sie eine Faszination ausgeht und die Bestandteil einer Sammlung werden. Das unterscheidet sie grundsätzlich von den Schatzbildungswünsche ausagierenden Schatzsucherinnen und Schatzsuchern. Für Hobbyarchäologen spielen Schatzbildungsmotive allenfalls eine untergeordnete Rolle. Sie wollen zwar das Verborgene entdecken, doch haben die dabei aufgespürten Objekte nur indikatorischen Wert, keinen Wert an sich. Wie bei den Schatzsucherinnen und Schatzsuchern ist es jedoch nicht ihr primäres Interesse, einen Beitrag zum Erkenntnisfortschritt zu leisten, dies ist nur ein (allerdings zumeist willkommener) Nebeneffekt ihrer Betätigungen. Für den „typischen“ Hobbyarchäologen ist vielmehr die Tätigkeit der Feldbegehung als solche wichtig, die ihm die Möglichkeit bietet, sich legitim von den Anforderungen der Sozialität zurückzuziehen und imaginativ mit der Vergangenheit in einen Dialog zu treten. Oft steht das Hobby im Dienste der Bearbeitung eines biographischen Problems, hier nimmt die Begehung den Charakter einer „Suche nach dem Verborgenen“ an, bei welcher die Beschäftigung mit der eigenen Vergangenheit auf eine Beschäftigung mit der kollektiven Vergangenheit verschoben wird. Eine in der eigenen Vergangenheit liegende Problemkonfiguration, zumeist verbunden mit Verlusterfahrungen, wird vermittelt über das Hobby Archäologie symbolisiert und so bearbeitungsfähig, auch wenn es auf diese Weise nicht gelöst, sondern nur in Schach gehalten werden kann. Diese Suche geht damit, um eine Formulierung aufzugreifen, die William Niederland mit Bezug auf Schliemann verwendet hat, einher mit einer „Überbesetzung des Unbekannten, Unerforschten in der Geschichte und der Geographie (Prähistorie, ‚unterirdische‘ Geographie)“ (Niederland 1965: 588).

Gewiss verdankt sich, wie Finke (2014: 121) feststellt, auch das initiale Interesse derjenigen,

<sup>21</sup> Boetticher an Szombathy, 17.08.1890, zit. nach Zavadil 2009: 318-319.

<sup>22</sup> Der nachfolgend stark verkürzt dargestellte und vielleicht zunächst etwas befremdliche Befund betrifft nach Ausweis der ausführlichen, in Jung 2010a vorgelegten Fallrekonstruktionen tatsächlich primär männliche Hobbyarchäologen, weshalb im Folgenden auch ausschließlich die grammatisch maskuline Form verwendet wird. Das bedeutet nicht, dass sich die Disposition zu einer „Suche nach dem Verborgenen“ auf Männer beschränken würde, anscheinend ist aber Archäologie als Hobby eine „männliche“ Sozialform, in welcher diese Disposition ausgelebt werden kann (vgl. Jung 2010a, 196-197).



die später Fachwissenschaftlerinnen und Fachwissenschaftler geworden sind, vor- und außerwissenschaftlichen Impulsen.<sup>23</sup> Die Ausbildung eines genuinen Forschungshabitus hat aber eine Umarbeitung dieser dem Bewusstsein zumeist entzogenen Antriebe qua Sublimierung zu ihrer Voraussetzung, was auch den Effekt hat, dass sie für die Forscherinnen und Forscher nichts Verhängliches mehr haben und auf Befragen genannt und erläutert werden können. Den Hobbyarchäologen sind dagegen ihre eigentlichen Motive nicht zugänglich, weshalb sie auf die Frage nach ihnen Rationalisierungen angeben. Die im Boden verborgenden Ordnungen vergangener Zeiten, denen man durch Feldbegehungen auf die Spur kommen kann, eignen sich in besonderer Weise für eine Symbolisierung der eigenen Vergangenheit, die nicht direkt thematisiert werden kann. Die Feldbegehungstätigkeit ist deshalb für sie etwas Intimes, das sie nicht mit anderen teilen wollen, und darum unternehmen sie die Begehungen bevorzugt allein. Zwei typische Beispiele für derartige Rationalisierungen seien beispielhaft genannt. Ein Mann gibt an, er führe Begehungen durch, um einen „Beitrag für die Gesellschaft“ zu leisten. Die Gemeinwohlorientierung, auf die er sich damit beruft, kann er mit Recht für sich in Anspruch nehmen, denn was er tut, ist als Beitrag zum Erkenntnisfortschritt in der Tat gemeinwohlbezogen. Sie macht aber nicht sein primäres Motiv aus – sein Handeln hat faktisch eine altruistische Komponente, es kann aber aus dieser heraus nicht hinreichend erklärt werden. Ähnlich verhält es sich bei der folgenden Darstellung eines anderen Mannes: „Ich bin so ein bisschen ein Naturmensch ja, und ähm äh und einfach ziellos durch die Gegend laufen das kann ich nicht.“ Der Rationalisierungscharakter dieser Begründung ist offenkundig, denn einerseits kann man als Wanderer oder Spaziergänger alle möglichen Ziele haben, die Unterstellung einer grundsätzlichen Ziellosigkeit impliziert also eine falsche Entgegensetzung zum Feldbegehen, und andererseits suchen gerade „Naturmenschen“ die Natur ohne Ziel auf, weil sie um einer lebendigen Naturerfahrung willen ihr sich öffnen und sich von ihr leiten lassen wollen. Außerdem ist eine Feldbegehung auch nicht konkret, sondern abstrakt zielgerichtet – das Ziel ist das Finden von Indikatoren einer vergangenen Ordnung, aber kein konkreter Ort. In beiden Fällen wird ein sicher mitbeteiligtes Motiv absolut gesetzt und als das eigentliche und dominante ausgegeben, und darin genau besteht die Rationalisierung, die kein Versuch der strategischen Täuschung des Fragenden, sondern eine systematische

Selbsttäuschung ist. Dieses Unaufgelöste und Abgewehrte behindert die Ausbildung eines professionalisierten Habitus. Eine bedingungslose Unterwerfung unter eine Sache ist denjenigen nicht oder nur eingeschränkt möglich, die Archäologie aus Problemlagen heraus betreiben, die mit unbewussten Konflikten verbunden sind, auch wenn sie über Voraussetzungen wie intellektuelles Vermögen, Fachwissen oder auch formale Qualifikationen verfügen. Würden sie die Archäologie zu ihrem Beruf machen, müssten sie sich ganz in den Dienst der Sache stellen, sich in der Logik des besseren Arguments bewegen und sich vor allem mit Kritik auseinandersetzen.

Nun beschränkt sich das Betätigungsfeld der Hobbyarchäologen aus den geschilderten Gründen gleichsam von selbst in erster Linie auf den Bereich der Datenerhebung. Sie verfolgen zumeist keine Ambitionen, die über Entdeckung und Dokumentation hinausgehen und auf die Modell- und Theoriebildung übergreifen. Wo dies der Fall ist, müssen noch andere Motive hinzutreten, wie etwa bei Herrn Schneider, dessen Agieren zuweilen wie das eines Wiedergängers Boettichers anmutet.<sup>24</sup> Im Alter von 17 Jahren wurde er 1946 unter dem Verdacht verhaftet, ein „Werwolf“ zu sein, von einem sowjetischen Militärtribunal verurteilt und nach acht Jahren entlassen, worauf er in die Bundesrepublik übersiedelte und als Chemielaborant arbeitete. Das Hobby Archäologie war für ihn überdeterminiert: Zum einen hatte es den Charakter einer „Suche nach der verlorenen Zeit“, zum anderen war es eine Kompensation der ihm durch die Haftzeit versagt gebliebenen Lebenschancen. Vor allem aber bot es ihm die Möglichkeit, seine Abneigung gegenüber, wie er sagte, „Akademikern“ auszuleben, die er in der ihnen projektiv unterstellten Charakterlosigkeit und Unfähigkeit vorführen wollte. Diese Abneigung speiste sich aus zwei Quellen. Sie war einmal Reflex einer allgemeinen Unfähigkeit, sich in rollenförmigen Interaktionen Vorgesetzten und Autoritäten gegenüber angemessen zu verhalten. Auf „Akademiker“ kaprizierte er sich im Besonderen, weil es ihnen möglich war, die ihm selbst vorenthaltenen Lebenschancen zu verwirklichen. Auf die Frage nach seinem Verhältnis zu den Facharchäologinnen und Facharchäologen antwortete Herr Schneider im Interview bezeichnenderweise mit Anekdoten über seinen Umgang mit den „Akademikern“ während seiner Berufstätigkeit. Sein Verhalten gegenüber den „Archäologen“ war nur eine Ausprägung seines Verhaltens gegenüber „Akademikern“ im Allgemeinen.

<sup>23</sup> Zu biographischen Ausgangskonstellationen von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern vgl. Franzmann 2008; Loer 2008.

<sup>24</sup> Die Angaben zu Herrn Schneider sind anonymisiert; vgl. auch die Fallrekonstruktion in Jung 2010a (140–170) sowie Jung 2011.

Zu den „Archäologen“ merkte er im Interview an:<sup>25</sup>

„Auf jeden Fall Akademiker# ich will also sagen, wenn sie mit den Archäologen, die ich kenne, ähm (..) es gibt ja auch en paar Harmlose wie den Dr. Dings hier, den Bezirksarchäologen (..) wie heißt er denn noch, ich vergess den Namen immer, der in L.bach gegraben hat die Langhäuser gesucht nix gefunden, der hat also# wenn sie angepasst waren, sind sie mit denen ausgekommen, ohne an ihrem Ruhm zu kratzen, wenn sie aber einen hatten wie den Schneider, der zwar tüchtig war, der da was als Laie hochgerechnet belesen war ich hab also oben Meterware an Literatur stehen, alles was neu herausgekommen war, hab ich also sofort gekauft, und jetzt im Internet ist überhaupt kein Problem, ich hab also# krieg also laufend jetzt von Ägypten gibt's ja diese Dienste, also das krieg ich ja alles automatisch und dann ähm mit denen können ses nicht so gut.“

Herr Schneider räumte ein, es gebe unter den Archäologen, mit denen er zu tun hatte, auch „Harmlose“, und als Beispiel führte er einen Bezirksarchäologen an, dessen Name ihm nicht einfiel und dessen fachliche Kompetenz er sogleich mit dem Hinweis auf eine erfolglose Ausgrabung in Frage stellte. Er gab damit zu verstehen, dass er ihn fachlich als unfähig erachtete, und genau in dieser Unfähigkeit lag seine Harmlosigkeit. Ein gutes Auskommen mit Archäologen wie mit Akademikern (sic) überhaupt sei nur unter der Bedingung einer Unterwerfung zu erlangen, „ohne an ihrem Ruhm zu kratzen“ – eine friktionslose Zusammenarbeit wäre demnach gar nicht möglich. Kontrastiv zu den angepassten Duckmäusern stellte Herr Schneider sich selbst dar, über sich in der dritten Person sprechend und sich damit erhöhend aus der Distanz beschreibend. Um sich ein Forum zu schaffen, gründete er einen faktisch nur aus seiner Person bestehenden Geschichtsverein. Die zahlreichen auf der Internet-Seite des Vereines zugänglichen Texte stammten ausschließlich aus seiner Feder, und auch hier schrieb er über sich in der dritten Person.

Eines seiner Interessen galt einer Gruppe neolithischer Gräber, die sämtlich durchlochte Steinperlen und -plättchen enthielten und zu Beginn des 20. Jahrhunderts von einem sich als Grabungsgehilfe verdin-genden Mann gefunden worden waren. Diese Perlen sind erwiesenermaßen Fälschungen, denn die feinen Durchbohrungen hätten mit Steinwerkzeugen nicht

bewerkstelligt werden können. Misstrauen erweckte außerdem, dass die Gräber ausschließlich von dieser einen Person entdeckt wurden. Herr Schneider war dennoch von der Unschuld des Mannes überzeugt und unternahm trotz stark angegriffener Gesundheit Feldbegehungen, um durch einen Fund vergleichbarer Steinperlen die Echtheit derjenigen aus den besagten Gräbern beweisen zu können. Der Glaube an die Unschuld des Finders wurde für ihn zu einer fixen Idee, die er mit einer trotzig und realitäts-verleugnenden Hartnäckigkeit verfolgte. Er identifizierte sich mit den Geschmähten, Verfolgten und zu Unrecht Verdächtigten und reinszenierte auf diese Weise die ihm selbst zugefügten Ungerechtigkeiten. In dem Versuch, die Unschuld des Mannes nachzuweisen, bearbeitete Herr Schneider sein eigenes Lebensproblem, ohne es direkt zum Thema zu machen. So konnte es nicht gelöst, aber doch immerhin gebändigt werden. Im Zusammenhang mit diesen Bemühungen korrespondierte Herr Schneider auch via E-Mail mit einem im Auftrag des Deutschen Archäologischen Instituts im Vorderen Orient tätigen Archäologen, weil dieser dort durchlochte Steinperlen gefunden hatte. Nachdem eine Antwort auf seine letzte Anfrage einige Wochen ausblieb, vermochte er sich dies nicht anders zu erklären, als dass „sie jetzt nun versuchen, meine Nachforschungen irgendwie zu torpedieren.“ „Sie“ meint ein Kartell von Akademikern (sic), die in seiner Wahrnehmung um jeden Preis verhindern wollen, dass die Wahrheit ans Licht kommt. In seiner Reaktion war er nicht zimperlich: Er wandte sich an das Auswärtige Amt, um eine Aussetzung der Forschungsgelder für die Ausgrabung zu erwirken, bis er eine Antwort von dem Archäologen erhielt.

Herr Schneider war intelligent, hatte ein tiefes Fachwissen, war sehr tüchtig, hartnäckig und in der Lage, auch Projekte wie Ausgrabungen zu organisieren und durchzuführen. Als Hobbyarchäologe leistete er, was hier aus Gründen der Anonymisierung nicht näher ausgeführt werden kann, bedeutende Beiträge zum Erkenntnisfortschritt.<sup>26</sup> Auf der anderen Seite war Erkenntnis für ihn kein Selbstzweck, sondern Mittel dazu, Archäologinnen und Archäologen, die er wie alle Akademikerinnen und Akademiker für faul, dünkelhaft und charakterlos hielt, vorzuführen und in ihrer Unfähigkeit bloßzustellen. Zwar könnte eine Konkurrenzsituation für sich genommen noch beflügelnd sein, bei ihm resultierte sie jedoch aus einer verzerrten Realitätswahrnehmung. Sein Blick auf die archäologischen Hinterlassenschaften war selektiv davon geleitet, was ihm bei seinen Aus-

<sup>25</sup> Notationskonventionen:

(..) deutliche Pause

# Abbruch

Die Zeichensetzung zeichnet die Intonationskonturen der Äußerungen nach.

<sup>26</sup> Dies gilt im Übrigen für alle Hobbyarchäologen, deren Fallrekonstruktionen in Jung 2010a eingegangen sind.

einandersetzungen hätte nützlich sein können.

Gewiss ist die Persönlichkeitsstruktur von Herrn Schneider im Hinblick auf ihre destruktiven Anteile nicht repräsentativ für Hobbyarchäologen, doch tritt bei ihm (wie bei Boetticher) eine allgemeinere Konstellation markant hervor: Nicht Begabung, Intelligenz oder Fachwissen trennen sie von den Facharchäologinnen und Facharchäologen, sondern mit dem Hobby verbundene privatistische Vorbehalte, die der Ausbildung eines professionalisierten Erfahrungswissenschaftlichen Habitus im Wege stehen.

### Über die Grenzen von „Citizen Science“

In der Argumentation Finkes zeigt sich eine eigentümliche Unentschiedenheit: Er sieht zum einen sehr klar die Differenzen von Fachwissenschaft und „Citizen Science“, zugleich tendiert er dazu, diese – etwa anhand der von ihm gewählten Metaphern – zu nivellieren.

Vorbehaltlos zuzustimmen ist all dem von Finke gegen die Geringschätzung und Abwertung von „Citizen Science“ Vorgebrachten – doch auch wenn man die Behauptung einer „Zweit- oder Drittklassigkeit der damit verknüpften Forschung“ (Finke 2014: 39) zurückweist, sollte dies – wie ausgeführt – nicht den Blick darauf verstellen, dass es einen qualitativen, in den unterschiedlichen Habitusformationen gründenden Unterschied des Handelns von archäologischen Laiinnen und Laien zu dem von Facharchäologinnen und -archäologen gibt. Wird er verkannt, verengt sich die Kritik an institutionellen Barrieren schnell zu einer Ideologiekritik, welche die Professionen auf eine systematische Ideologieproduktion zum Zweck der Schaffung und Wahrung von Pfründen reduziert (vgl. Franzmann 2012: 16–21). Nun argumentiert Finke aber weit differenzierter als seine vier Kontinuitäten suggerierenden Metaphern vermuten lassen. So sehr man beispielsweise die in den Wissenschaften institutionalisierte Binnenkritik und die mit ihr einhergehende Abschottung gegen Laienkritik in konkreten Fällen beanstanden mag, wertet Finke doch die im Vergleich zu den Fachwissenschaften kaum vorhandenen Kontrollmechanismen als Problem: „Citizen Science ist stärker von Scharlatanerie bedroht als Professional Science. Die Freiheit von Citizen Science hat also zwei Seiten: die schöne Seite des Fehlens von Kontrolle und Reglementierung, und die weniger schöne Seite, ein offenes Einfallstor für Dilettantismus und Vandalismus, für Heilslehren und Verantwortungslosigkeit zu sein“ (Finke 2014:

148-149). Immerhin habe ein derart aus dem Ruder laufendes Laienengagement im Normalfall keine dramatischen Folgen (Finke 2014: 104). Er unterscheidet zwei Spielarten von „Citizen Science“: „Eine, die Citizen Science als eine nichtselbständige Form von Wissenschaft auffasst, bei der die Beiträge der Laien letztlich einer Auswertung und Kontrolle durch die Experten bedürfen (meist auch bereits einer Planung durch diese), und eine andere, die sie als eine selbständige, solcher Kontrolle nicht bedürftige Form, breit in der Gesellschaft verankerter Wissensbeschaffung versteht“ (Finke 2014: 42). Die Aktivitäten der archäologischen Laiinnen und Laien sind ganz überwiegend dem erstgenannten Verständnis von „Citizen Science“ zuzurechnen, die Ergebnisse ihrer Betätigungen unterliegen der „Auswertung und Kontrolle durch die Experten.“ Verfolgen sie darüber hinaus auch noch theoretische Ambitionen, müssen weitere Motive hinzukommen, wie etwa bei Herrn Schneider ein kompetitives Moment, ein Bedürfnis, Archäologinnen und Archäologen in ihrem ureigsten Feld zu überbieten. Im Normalfall aber fällt im Bereich der Archäologie eine von Finke diagnostizierte Schwäche von „Citizen Science“, die explizite Theoriebildung, nicht stark ins Gewicht. Theorien „sind immer durch Abstraktheit gekennzeichnet, doch das Abstrakte ist keine Stärke der Citizen Science“ (Finke 2014: 102), deren Domäne vielmehr das Anschaulich-Lebensnahe sei. Mit dieser Nähe zu praktischen Nutzenanwendungen verbinde sich ein weiterer Unterschied zur professionellen Wissenschaft: „Citizen Science“ „kann wichtige emanzipatorische, befreiende Funktionen im Rahmen der Zivilgesellschaft erfüllen“ (Finke 2014: 65). Mithin wäre „Citizen Science“ besser als die Fachwissenschaften dazu geeignet, den Hiatus zwischen Theorie und Praxis zu übersteigen. Problematisch wird diese Einschätzung dann, wenn der Wissenschaft ihr fehlender Praxisbezug als Defizit vorgehalten wird. Wissenschaft hat aber Fragen, welche die individuelle oder kollektive Lebenspraxis betreffen, nicht zu entscheiden, sondern es liegt in der Autonomie dieser Praxen, zu bestimmen, ob und in welchem Umfang sie auf wissenschaftliche Erkenntnisse zurückgreifen, soll nicht einer technokratischen Bevormundung das Wort geredet werden. Selbstverständlich können sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bürgerschaftlich engagieren – dann aber gerade nicht als die Deutungshoheit beanspruchende und dadurch privilegierte Vertreterinnen und Vertreter der Wissenschaft, sondern als Bürgerinnen und Bürger.<sup>27</sup> Diese „Leidenschaftslosigkeit“ kommentiert Finke wie folgt: „Dies liegt daran, dass es einen ungeschriebenen Kodex von Verhaltensmaximen für wis-

<sup>27</sup> Vgl. hierzu auch Jung 2012.

senschaftliche Profis gibt, nach dem Forschung ‚sine ira et studio‘, also emotionslos, ohne Wut und Eifer, betrieben werden sollte. Dies ist sicherlich ein gutgemeinter Rat, aber er ist zugleich weltfremd und dafür verantwortlich, dass der engagierte Sachkenner heute eine Renaissance erlebt“ (Finke 2014: 160). Der Sache nach wird hier mit dem verinnerlichten „ungeschriebenen Kodex von Verhaltensmaximen“ der erfahrungswissenschaftliche Habitus treffend beschrieben, aber falsch kritisiert, denn die Leidenschaftslosigkeit und erworbene Fähigkeit zur Versachlichung ist kein Mangel, sondern eine genuine Kulturleistung, die eben nur aus der Perspektive der Praxis als weltfremd erscheinen muss.

In zwei Hinsichten könnte man das Modell des erfahrungswissenschaftlichen Habitus, mit dem hier das Postulat einer bruchlosen Kontinuität des Handelns von Laiinnen und Laien zu dem von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern relativiert wird, als naive, weltfremd-idealistische Konstruktion kritisieren. Zum einen lassen sich fraglos zahlreiche Personen aufzählen, die zwar nominell Fachwissenschaftlerinnen und Fachwissenschaftler sind, diesem Modell aber nur partiell oder gar nicht entsprechen und die, wie man mit Charles Sanders Peirce (1992) sagen könnte, nicht die Methode der Erfahrungswissenschaften habitualisiert haben, sondern auf die Methoden der Autorität, der Beharrlichkeit oder die Apriori-Methode vertrauen. Auch war es der Anspruch diverser Laborstudien, aufzuzeigen, dass sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler im Vollzug von Forschung durchaus nicht oder nicht in erster Linie an der regulativen Idee der Wahrheit orientieren.<sup>28</sup> Zum anderen kann man auf die faktischen Zustände an den Universitäten nicht erst seit der Umsetzung des Bologna-Prozesses verweisen. Dieser bedeutet allerdings einen Paradigmenwechsel insofern, als die Zerstörung der Einheit von Forschung und Lehre und damit die Verfachhochschulung der Universitäten im Namen eines stärkeren Praxisbezuges zum Programm erhoben wurden. Authentische Forschung bleibt nun weitgehend Postgraduierten vorbehalten, die sich aber gerade in einem „forschungsbereinigten“ Studium ausgezeichnet haben und daher „herausragende Fachmenschen, aber nicht professionalisierte Forscher“ sind (Oevermann 2005b: 65). In beiden Hinsichten besteht die Gefahr eines empiristischen Fehlschlusses, der nicht mehr unterscheidet zwischen einem Scheitern dieses Mo-

dells an der Wirklichkeit einerseits und einem Scheitern der Wirklichkeit an diesem für die Beteiligten sehr anspruchsvollen Modell als einer realen Strukturgesetzlichkeit andererseits – in der letztgenannten Konstellation wäre das Scheitern bei seiner Verwirklichung gerade eine Bestätigung seiner Geltung. Der Habitus ist es, der den Unterschied zwischen wissenschaftlichen Laiinnen und Laien, Amateurinnen und Amateuren, Autodidaktinnen und Autodidakten etc. zu professionalisierten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern ausmacht und dem auch in Programmatiken wie der von „Citizen Science“ Rechnung zu tragen ist. Auch wenn man mit Recht beklagen mag, dass das Humboldtsche Universitätsideal faktisch zu „einer Einheit von Forschung, Lehre und Verwaltung“ (Finke 2014: 94) geworden ist, wäre es doch verfehlt, „Citizen Science“ zu einem Refugium der Einheit von Forschung und Lehre zu deklarieren. Das würde die in diesem Feld Tätigen nicht nur handlungslogisch überfordern, sondern auch den Blick auf die spezifischen, von Finke angeführten Potentiale verstellen, die in „Citizen Science“ für den Erkenntnisfortschritt liegen.

## Literatur

- Boetticher, Ernst. 1889. *Drittes Sendschreiben über Troja*. Berlin. Abrufbar unter: <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/boetticher-1889bd3>
- Bourdieu, Pierre. 1970. Der Habitus als Vermittlung zwischen Struktur und Praxis. In *Zur Soziologie der symbolischen Formen*, S. 125–158. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. 1982. *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Burkholz, Roland. 2008. *Problemlösende Argumentketten. Ein Modell der Forschung*. Weilerswist: Velbrück.
- Davidović, Antonia. 2009. *Praktiken archäologischer Wissensproduktion. Eine kulturanthropologische Wissenschaftsforschung*. Münster: Ugarit.
- Finke, Peter. 2014. *Citizen Science. Das unterschätzte Wissen der Laien*. München: oekom.
- Franzmann, Andreas. 2008. Biographische Ursprungskonstellationen des Wissenschaft-

<sup>28</sup> Eine exemplarische Kritik des Laborstudienansatzes hat Roland Burkholz mit einer Reanalyse von Daten aus Knorr-Cetina 1981 vorgelegt (Burkholz 2008: 85–204). Zur Übertragung dieses Ansatzes auf die archäologische Wissensproduktion vgl. Davidović 2009 und Jung 2010b.

- lerberufs. *Sozialer Sinn* 9: 329–355.
- Franzmann, Andreas. 2012. *Die Disziplin der Neugierde. Zum professionalisierten Habitus in den Erfahrungswissenschaften*. Bielefeld: transcript.
- Herrmann, Joachim. 1990. *Heinrich Schliemann. Wegbereiter einer neuen Wissenschaft*. Berlin: Akademie-Verlag.
- Herrmann, Joachim und Evelin Maaß (Bearb.). 1990. *Die Korrespondenz zwischen Heinrich Schliemann und Rudolf Virchow 1876–1890*. Berlin: Akademie-Verlag.
- Jung, Matthias. 2010a. „Heimathirsche“. *Hobbyarchäologen zwischen Hedonismus und Professionalisierung*. Münster: Waxmann.
- Jung, Matthias. 2010b. Rezension zu Davidović 2009. *Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift* 51: 288–302.
- Jung, Matthias. 2011. Situative und habituelle Abwehr – Skizze eines konzeptionellen Vorschlags für die Bestimmung des Verhältnisses von Abwehr und Coping. *Psychoanalyse. Texte zur Sozialforschung* 15: 187–202.
- Jung, Matthias. 2012. Was soll und was kann eine „kritische Archäologie“ leisten? *Forum Kritische Archäologie* 1: 40–44.
- Hoernes, Moriz. 1890. Schliemanns Troja und sein Angreifer. *Nord und Süd* 53: 336–342.
- Knorr-Cetina, Karin. 1981. *Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Leroi-Gourhan, André. 1980. *Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Liebermann, Sascha und Thomas Loer. 2007. Krise der Kritik. Die Misere der Universität, eine Krise der Kollegialität. In Andreas Franzmann und Barbara Wolbring, Hrsgin.: *Zwischen Idee und Zweckorientierung. Vorbilder und Motive von Hochschulreformen seit 1945*, S. 195–213. Berlin: Akademie-Verlag.
- Loer, Thomas. 2008. Urszenen der Erfahrung qua Urgrund der Erkenntnis. Eine Kindheitszene Adornos als Modell. *Sozialer Sinn* 9: 357–369.
- Meyer, Ernst. 1953. *Heinrich Schliemann. Briefwechsel 1. Von 1842–1875*. Berlin: Gebr. Mann.
- Meyer, Ernst. 1955. Virchows Anteil an Schliemanns Werk. *Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft* 24: 150–164.
- Münste, Peter. 2004. *Die Autonomisierung der Erfahrungswissenschaften im Kontext frühneuzeitlicher Herrschaft. Fallrekonstruktive Analysen zur Gründung der Royal Society. 1. Theoretische Einbettung und modellbildende Analysen. 2. Weiterführende Analysen und Kritik der historischen Forschung*. Forschungsbeiträge aus der Objektiven Hermeneutik 7. Frankfurt a.M.: Humanities Online.
- Münste, Peter und Ulrich Oevermann. 2002. Die Institutionalisierung der Erfahrungswissenschaften und die Professionalisierung der Forschungspraxis im 17. Jahrhundert. Eine Fallstudie zur Gründung der Royal Society. In Claus Zittel, Hrsg.: *Wissen und soziale Konstruktion*, S. 165–230. Berlin: Akademie-Verlag.
- Niederland, William G. 1965. Analytische Studie über das Leben und Werk Heinrich Schliemanns. *Psyche* 18: 563–590.
- Oevermann, Ulrich. 1996. Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns. In Arno Combe und Werner Helsper, Hrsg.: *Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns*, S. 70–182. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Oevermann, Ulrich. 2005a. Wissenschaft als Beruf. Die Professionalisierung wissenschaftlichen Handelns und die gegenwärtige Universitätsentwicklung. *Die Hochschule. Journal für Wissenschaft und Bildung* 14: 15–51.
- Oevermann, Ulrich. 2005b. Bildungsideale und Strukturprobleme der Hochschulen im digitalen Zeitalter. In Klaus Kufeld, Hrsg.: *Profil durch Wissen. Bildungsideal und regionale Strategie*, S. 45–90. Freiburg: Alber.
- Peirce, Charles Sanders. 1992. The Fixation of Belief. In *The Essential Peirce. Selected Philosophical Writings* 1 (1867–1893), S. 109–123. Bloomington: Indiana University Press.

- Polanyi, Michael. 1985. *Implizites Wissen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Schliemann, Heinrich. 1881. *Ilios. Stadt und Land der Trojaner: Forschungen und Entdeckungen in der Troas und besonders auf der Baustelle von Troja*. Leipzig: Brockhaus.
- Schliemann, Heinrich. 1884. *Troja: Ergebnisse meiner neuesten Ausgrabungen auf der Baustelle von Troja, in den Heldengräbern, Bunarbaschi und anderen Orten der Troas im Jahre 1882*. Leipzig: Brockhaus.
- Virchow, Rudolf. 1891. Gedächtnisrede. Gedächtnisfeier für Heinrich Schliemann. *Zeitschrift für Ethnologie* 23: 41–58.
- Witte, Reinhard. 2013. *Heinrich Schliemann. Auf der Suche nach Troja. Bibliothek der Entdecker*. München: Frederking & Thaler.
- Zavadil, Michaela. 2009. Ein trojanischer Federkrieg. *Die Auseinandersetzungen zwischen Ernst Boetticher und Heinrich Schliemann*. Österreichische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-Historische Klasse. Sitzungsberichte 781. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Kommentar zu Matthias Jung, „Citizen Science“ – eine Programmatik zur Rehabilitation des Handelns wissenschaftlicher Laiinnen und Laien und ihre Implikationen für die Archäologie.

**Maria Theresia Starzmann**

Department of Anthropology, McGill University, Montréal

Zitiervorschlag

Maria Theresia Starzmann. 2015. Kommentar zu Matthias Jung, „Citizen Science“ – eine Programmatik zur Rehabilitation des Handelns wissenschaftlicher Laiinnen und Laien und ihre Implikationen für die Archäologie. Forum Kritische Archäologie 4:55-58.

URI [http://www.kritischearchaeologie.de/repositorium/fka/2015\\_4\\_7\\_Starzmann.pdf](http://www.kritischearchaeologie.de/repositorium/fka/2015_4_7_Starzmann.pdf)

DOI [10.6105/journal.fka.2015.4.7](https://doi.org/10.6105/journal.fka.2015.4.7)

ISSN 2194-346X



Dieser Beitrag steht unter der Creative Commons Lizenz CC BY-NC-ND 4.0 (Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitung) International. Sie erlaubt den Download und die Weiterverteilung des Werkes / Inhaltes unter Nennung des Namens des Autors, jedoch keinerlei Bearbeitung oder kommerzielle Nutzung.

Weitere Informationen zu der Lizenz finden Sie unter: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>.

## Kommentar zu Matthias Jung, „Citizen Science“ – eine Programmatik zur Rehabilitierung des Handelns wissenschaftlicher Laiinnen und Laien und ihre Implikationen für die Archäologie.

**Maria Theresia Starzmann**

Department of Anthropology, McGill University, Montréal

In den *Gefängnisheften* beschreibt Antonio Gramsci die Rolle der traditionellen Intellektuellen als Meinungsmacher\_innen, die im Kontext des integralen Staates zur Schaffung kultureller Hegemonie beitragen. Organische Intellektuelle dagegen gehörten jener nachstrebenden Schicht an, die sich „um die Assimilierung und ‚ideologische‘ Eroberung der traditionellen Intellektuellen“ (Gramsci 1994: 1500) bemühe. Dies bedeutet nicht, dass Intellektuelle eine gesonderte Schicht darstellen; vielmehr bringt jede soziale Schicht ihre eigenen Intellektuellen hervor. Selbst Arbeiter\_innen, aber sicherlich auch nicht-wissenschaftliches Personal oder Hobbyarchäolog\_innen, bringen diesem Verständnis nach wenigstens „ein Minimum an kreativer intellektueller Tätigkeit“ (Gramsci 1994: 1500) in ihre Arbeit ein. Entsprechend sind alle Menschen als Intellektuelle zu sehen, selbst wenn sie nicht die gesellschaftliche Stellung traditioneller Intellektueller einnehmen.

Konsequent zu Ende gedacht verlangt Gramscis Theorie nach der Überwindung der etablierten Hierarchie zwischen Intellektuellen und den Massen, wie sie dem Wissenschaftstheoretiker Peter Finke ein Anliegen ist. In seiner Beschäftigung mit dem Thema „Citizen Science“ geht es Finke nicht allein darum, wissenschaftliches Laienhandeln ernst zu nehmen, sondern er berührt auch machtpolitische Fragen wenn er eine Kontinuität des Handelns von Lai\_innen und Fachwissenschaftler\_innen erkennt. Der Hinweis darauf, dass sich unter den vielen Personen, die an der Vorbereitung und Durchführung wissenschaftlicher Arbeit beteiligt sind, immer auch nicht-wissenschaftliches Personal befindet, ist gerade angesichts der fortschreitenden Neoliberalisierung der Universitäten von Bedeutung. Hier wird die Produktion universitären Wissens als reine „Expertokratie“ (Welzer 2010) vermarktet, während die Beiträge von Nachwuchswissenschaftler\_innen in prekären Beschäftigungsverhältnissen, Hilfwissenschaftler\_innen mit Fachabschluss oder wissenschaftlichen Lai\_innen, von denen die Wissenschaft unweigerlich profitiert, selten Würdigung finden.

Entsprechend bemüht sich Finke, die qualitativen Merkmale intellektueller Tätigkeit auf allen Ebenen der Methodenleiter anzuerkennen und keinen Unterschied zwischen einer „besseren“ (im Sinne von höheren, abstrakten) und einer „schlechteren“ (im Sinne von bodennahen, lebensverbunden) Wissenschaft zu machen (S. 43). Matthias Jung folgt Finke in seiner Sichtweise, dass die Früchte, die Laien- und Fachwissenschaft jeweils tragen zwar nicht gleich sind, dies aber „freilich nicht impliziert, dass die einen ‚besser‘ oder ‚wertvoller‘ als die anderen sind.“ (S. 45) Dennoch bemüht sich Jung angestrengt, eine Diskontinuität zwischen beiden Wissenschaften nachzuweisen. Um exakt den Unterschied zwischen den (Sprech-)Handlungen von Laien- und Fachwissenschaftler\_innen zu verorten, eignet er sich das Konzept des *Habitus* an. Ungewöhnlich an Jungs Verwendung des Begriffs ist dabei nicht sein Verständnis von *Habitus* als „generative“ (S. 44) und das Handeln strukturierende Formel (Bourdieu 1977), sondern vielmehr seine verkürzte Lesart von Pierre Bourdieus Werk. Diese erlaubt es ihm, die *Habitus*-bildung lediglich im Bereich der professionalisierten Wissenschaften zu suchen, nicht aber im Kontext des Selbststudiums zum Beispiel von Hobbyarchäolog\_innen.

Indem Jung das Selbststudium aus seinem größeren sozialen Zusammenhang und damit aus den Prozessen der Strukturation herauslöst, wird es ihm möglich, das dem *Habitus* zugrunde liegende „schweigende“ oder „implizite“ (S. 44) Wissen mit dem Begriff der Wahrheit zu verbinden. Die Verinnerlichung dieses Wissens sei es, die professionalisierten Wissenschaftler\_innen „die Orientierung an der regulativen Idee der Wahrheit“ (S. 45) erlaube. Doch geht dieses Verständnis an Bourdieus Theorie vorbei, denn Wahrnehmung, nicht Wahrheit ist das zentrale Thema der Praxistheorie. So bezeichnet *Habitus* nicht die Verinnerlichung von Wahrheit, sondern von gesellschaftlich akzeptierten Wahrnehmungsschemata, welche kulturtypische und klassenspezifische Handlungen strukturieren.



Aufgrund des Bezuges, den Jung zwischen Habitus und Wahrheit herstellt, spricht er Laienwissenschaftler\_innen die Fähigkeit zur „Versachlichung“ (S. 52) von Inhalten ab. Diese Haltung Jungs ist jedoch selbst Ausdruck eines Habitus in den Gesellschaftswissenschaften, der hegemoniale Praxisformen an den Universitäten hervorbringt, welche sich alternativen Wissensformen weitgehend verschließen. Zur Verdeutlichung ein Beispiel:

Der Anthropologe Gisli Pálsson hat in mehreren Studien die Aneignung von habitualisiertem Wissen unter isländischen Hochseefischern untersucht. Seine Gesprächspartner erklärten ihren Erfolg beim Fischen immer wieder als das Resultat von Intuition, das heißt als angeborenes Gespür für die Fischerei, ja gar als Fischfang-Stimmung („fishing mood“, Pálsson 1994: 919). Nicht unähnlich dem Hobbyarchäologen, der sein Interesse an der Vergangenheit mit seinem Selbstverständnis als „Naturmensch“ (S. 49) erklärt, liegt den Fischern ihre Tätigkeit nach eigener Aussage im Blut („in the blood“, Pálsson 1994: 919). Es sind genau solche Erklärungsmodelle, die von Wissenschaftler\_innen wie Jung als irrational abgetan oder als Anzeichen für eine fehlende Selbstreflexion der Sprecher\_innen betrachtet werden (Herzfeld 2004). Angebracht wäre es, das intuitive Wissen der isländischen Fischer, gerade weil es sich der Abfragbarkeit entzieht, als Habitus zu begreifen. Tief in das Alltagsleben eingebettet und folglich nur schwer zu abstrahieren, findet Habitus seinen Ausdruck nicht allein in Form professionalisierten Fachwissens, sondern auch in dem inkorporierten Wissen von Lai\_innen, welches gerne mit dem englischen Ausdruck *Know-How* benannt wird.

Entsprechend ist die Rationalisierung, die der Hobbyarchäologe *qua* Naturmensch als Erklärung für sein Interesse an der Vergangenheit bietet, als spezifischer Habitus zu lesen, der das „tüchtige“ und „hartnäckige“ (S. 50) Handeln eines Herrn Schneider generiert und strukturiert. Natürlich ist es richtig, dass einem Selbststudium der Aspekt des „Meister-Schüler-Verhältnisses“ (S. 45) abgeht, welchen Jung als so zentral für die Ausbildung eines wissenschaftlichen Habitus erachtet. Doch ist auch ein Selbststudium immer in sozialen Strukturen verankert, so dass das Wissen, welches den Handlungen von Lai\_innen zugrunde liegt, ebenfalls auf verinnerlichte kollektive Dispositionen beruht. Hobbyarchäolog\_innen üben die archäologische Praxis genauso ein wie professionelle Archäolog\_innen, wobei sie in der Regel auf nicht-akademische archäologische Vereine, Vereinigungen und Initiativen zurückgreifen, deren Mitglieder eine nicht-pro-

fessionalisierte Gemeinschaft darstellen. In solchen „communities of practice“ (Wenger 1998) werden bestehende Wissensbestände geteilt sowie neue Wissensinhalte formuliert und strukturiert.

Hinzu kommt, dass Habitus kein Resultat formalisierter Lernkontexte ist. Jung selbst etabliert ausdrücklich den Unterschied zwischen zwei Komponenten der Ausbildung in den Professionen, von denen eine – die Habitusbildung – nicht „standardisierbar und kurrikularisierbar“ (S. 44) sei. Habitus stelle eine Art „Erfahrungswissen“ (S. 52) dar, welches man sich durch praxisorientiertes Training im Feld (in der Archäologie durch die Teilnahme an Grabungsprojekten) oder im Labor aneigne. Als nicht formalisiertes Wissen kann dieses nicht abgefragt werden, sondern besteht im Wesentlichen aus der Übernahme (oftmals durch Imitation und Inkorporation) von unhinterfragten Handlungsmustern. So vollzieht sich strukturell gesehen die Habitusbildung von Laien- und Fachwissenschaftler\_innen auf prinzipiell ähnliche Weise. Allerdings sind die dem jeweiligen Habitus zugrunde liegenden Wertvorstellungen, und damit auch die resultierenden Handlungsformen, grundsätzlich unterschiedlich. Anders als unter Lai\_innen bedingt die Herausbildung von Habitus unter professionalisierten Wissenschaftler\_innen immer die Übernahme von anerkannten Schreib- und Sprechweisen sowie die Einordnung in bestehende institutionalisierte Hierarchien.

Wenn es jedoch Laienwissenschaftler\_innen nicht an „Begabung, Intelligenz oder Fachwissen“ (S. 51) mangelt, sondern an einem professionalisierten Habitus, dann wird Bourdieus Praxistheorie hier am Ende doch auf „die feinen Unterschiede“ (Bourdieu 1982) reduziert. Dem Hobbyarchäologen Schneider wird ja durchaus Intelligenz und somit zumindest die Fähigkeit zur Abstraktion attestiert. Dennoch findet man „Autorität“ (S. 49) weiterhin ausschließlich auf Seiten der professionalisierten Wissenschaftler\_innen, was ein Hinweis darauf ist, dass Jung die Diskontinuitäten im Handeln von Lai\_innen und Fachwissenschaftler\_innen vor allem in der Zugehörigkeit zu verschiedenen sozialen Schichten begründet. Man kann es da Herrn Schneider nicht ganz verübeln, wenn er sich jenen akademischen Hierarchien verweigert, welche Jung unbedingt aufrechtzuerhalten sucht, und Akademiker\_innen für „dünnköpfig“ (S. 50) hält.

Da Jung, anders als Gramsci, Intellektuelle als eine eigene soziale Schicht zu begreifen scheint, übersieht er nicht nur die Beiträge, welche organische Intellektuelle zur Produktion von Fachwissen

leisten. Er schafft zudem ein Bild einer homogenen Zivilgesellschaft, da er möglichen Konflikten zwischen Laien- und Fachwissenschaftler\_innen keinerlei Rechnung trägt. So wird vernachlässigt, dass in jeder Zivilgesellschaft Subkulturen existieren, die widersprüchliche Handlungsweisen an den Tag legen und um Deutungsmacht kämpfen. Selbst dort, wo Jung politische Interessen vermutet und also eine Möglichkeit für Wissenschaftler\_innen sieht, sich „bürgerschaftlich [zu] engagieren“ (S. 51), soll dieses Engagement separiert bzw. außerhalb von wissenschaftlichem Handeln stattfinden. Während Herr Schneider seine laienwissenschaftliche Tätigkeit implizit mit zivilbürgerlichem Engagement verbindet, insistiert Jung, dass die Wissenschaft „Fragen, welche die individuelle und kollektive Lebenspraxis betreffen, nicht zu entscheiden“ (S. 51) hat.

So postuliert Jung eine leidenschaftslose Wissenschaft, wie sie heute nicht mehr zeitgemäß ist. Spätestens seit den 1970er Jahren, als die feministische Bewegung mit ihrer Politik der ersten Person an den Tag trat, ist Wissenschaft unbedingt als persönliche und somit politische Angelegenheit zu verstehen. Sicherlich hat Jung Recht, wenn er sowohl Distanz als auch eine gewisse besonnene Routine im wissenschaftlichen Handeln als wichtig erachtet; gerade in Hinblick auf ethische Fragen ist der routinierte und regulierte Umgang mit den Subjekten unserer Forschung oft hilfreich. Doch sollte hier dennoch ein gewisses Maß an Flexibilität erhalten bleiben, das es uns erlaubt, auf unterschiedliche Kontexte dynamisch zu reagieren anstatt einen generellen Maßstab an alle Fälle anzulegen.

Dies heißt natürlich nicht, dass ein leidenschaftlicher bzw. affektiver Zugang an unsere Forschungsgegenstände ohne Risiko ist. Nicht nur Jung, sondern Finke selbst warnt vor „Vandalismus“ und „Heilslehren“ (S. 51), die häufig Bestandteil der Laienwissenschaften sind. So mag gerade in politisch umstrittenen Forschungskontexten ein affektiver Zugang zu revisionistischen Haltungen führen oder gar politische Ausgrenzungsmechanismen bedingen. Doch kann diesem Risiko insofern begegnet werden, als Affekt selbst als kulturelles Konstrukt zu verstehen ist, dessen Dekonstruktion eine gewisse Distanz zu den „affektuellen Qualitäten“ (S. 45) der wissenschaftlichen Forschung schaffen kann, ohne zwangsläufig in „Versachlichung“ (S. 44) zu münden. Denn relativieren lässt sich die Erfahrung von Affekt trotz intellektueller Abstraktion eben nicht. Sie kann jedoch thematisiert und somit zum Gegenstand von Selbstreflexion werden, welche die Grundlage für eine dialogische Annäherung von Laien- und Fach-

wissenschaftler\_innen bilden kann.

Dass nach Gramscis Vorstellung Affekt und Erfahrung in der Herausbildung gesellschaftswirksamen Wissens solch eine zentrale Rolle spielen, ist auch für unser Verständnis von Hobbyarchäologie von Bedeutung. Denn dort wo Jungs Diskussion im besten Falle eine Trennung von Laien- und Fachwissenschaften vornimmt, im schlimmsten Falle jedoch nach einer hermetischen Schließung der Universitäten verlangt, wirbt Gramsci explizit für eine Erweiterung und Öffnung des Bildungssystems. Finkes Überlegungen haben also insofern wichtige machtpolitische Konsequenzen, als eine Öffnung der Universitäten ein Aufbrechen bestehender institutioneller Hierarchien nach sich ziehen kann. „Citizen Science“ macht deutlich, dass selbst innerhalb der wissenschaftlichen Welt verschiedene Wahrnehmungsschemata existieren, welche immer wieder Interessenskonflikte bedingen. So könnte etwa die Einsicht, dass heutzutage die politischen Belange von prekär beschäftigten Nachwuchswissenschaftler\_innen eher mit jenen von Laienwissenschaftler\_innen als von Professor\_innen zusammenlaufen, zu sozialem Wandel führen.

Hier kann ein Hinweis auf die Multikulturalismusdebatte, welche in den anglo-amerikanischen Wissenschaften schon so lange geführt wird (Bronfen et al. 1997), eine wichtige Erweiterung bieten. So gilt es an unseren Universitäten zunehmend, alternative Wissensformen, Erzählstränge und Wertvorstellungen als gleichberechtigt anzuerkennen, selbst wenn diese nicht von professionalisierten Wissenschaftler\_innen formuliert wurden bzw. ihre Inhalte grundlegend von etablierten wissenschaftlichen Epistemologien abweichen. Aus dieser Position heraus mag sich ein gänzlicher neuer Habitus entwickeln, dessen Handlungsgrundlage nicht Vernunft und Versachlichung sondern politische Leidenschaft und Parteilichkeit sind. Für Gramsci liegt in eben solcher Parteilichkeit die Freiheit der (organischen) Intellektuellen begründet, die auch der Hobbyarchäologe Schneider lebt. Seine Freiheit ist „die Freiheit, ein Mensch zu sein, der über eine selbstgewählte Methode verfügt, sich die Wirklichkeit seiner Welt und des eigenen Ich [...] anzueignen“ (Soltz 2009: 111).

## Literatur

Bourdieu, Pierre. 1977. *Outline of a Theory of Practice*. Cambridge: Cambridge University Press.

Bourdieu, Pierre. 1982. *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Bronfen, Elisabeth, Marius Benjamin und Theres Steffen (Hrsg\_innen.). 1997. *Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte*. Tübingen: Stauffenburg.

Gramsci, Antonio. 1994. *Gefängnishefte* [Bd. 7]. Hamburg: Argument.

Herzfeld, Michael. 2004. *The Body Impolitic. Artisans and Artifice in the Global Hierarchy of Value*. Chicago: University of Chicago Press.

Pálsson, Gísli. 1994. Enskilment at Sea. *Man* 29:901-927.

Solty, Ingar. 2009. Trägt Gramscis Begriff des organischen Intellektuellen noch? *Das Argument* 51 (1/2): 110-115.

Welzer, Harald. 2010. „Die Zukunft wird sehr kleinteilig sein.“ *taz.de*, 22.10.2010 (<http://www.taz.de/!60183/>).

Wenger, Etienne. 1998. *Communities of Practice. Learning, Meaning, and Identity*. Cambridge: Cambridge University Press.

## Ein Kommentar zu Matthias Jungs Kritik an „Citizen Science“

**Cornelius Holtorf**

Institut für Kulturwissenschaften, Linnéuniversität Kalmar, Schweden

### Zitiervorschlag

Cornelius Holtorf. 2015. Ein Kommentar zu Matthias Jungs Kritik an „Citizen Science“. Forum Kritische Archäologie 4:59-61.

URI [http://www.kritischearchaeologie.de/repositorium/fka/2015\\_4\\_8\\_Holtorf.pdf](http://www.kritischearchaeologie.de/repositorium/fka/2015_4_8_Holtorf.pdf)

DOI [10.6105/journal.fka.2015.4.8](https://doi.org/10.6105/journal.fka.2015.4.8)

ISSN 2194-346X



Dieser Beitrag steht unter der Creative Commons Lizenz CC BY-NC-ND 4.0 (Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitung) International. Sie erlaubt den Download und die Weiterverteilung des Werkes / Inhaltes unter Nennung des Namens des Autors, jedoch keinerlei Bearbeitung oder kommerzielle Nutzung.

Weitere Informationen zu der Lizenz finden Sie unter: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>.

## Ein Kommentar zu Matthias Jungs Kritik an „Citizen Science“

**Cornelius Holtorf**

Institut für Kulturwissenschaften, Linnéuniversität Kalmar, Schweden

„Jump! Take the risk! Enjoy the fun!“

(Margaret Conkey zitiert in Holtorf 2003: 542)

Die Idee einer „Citizen Science“ (Bürger\_innenwissenschaft) ist höchst interessant, nicht zuletzt für ein Feld wie die Archäologie, die viele fachliche Lai\_innen ja nicht nur anspricht, sondern geradezu begeistert.

Ich habe leider keine Gelegenheit gehabt, Peter Finkes Buch „Citizen Science“ zu lesen, weiß wenig über Ernst Boetticher und kann über das Phänomen der „Heimathirsche“ kaum etwas sagen, das über Matthias Jungs eigene Arbeiten zum Thema hinausgeht. Ich trage trotzdem hier zur Diskussion bei, weil ich den theoretischen Teil von Matthias Jungs Text kommentieren möchte, der meines Erachtens interessant ist, aber durchaus in verschiedener Hinsicht nuanciert werden könnte. Aus pragmatischen Gründen kann ich hier keine detailliert recherchierte Literaturstudie anbieten, sondern muss mich auf einen essayistischen Kommentar beschränken (siehe Holtorf 2003, 2005, 2007a, 2007b, 2013, 2014 für längere Diskussionen verwandter Fragen).

Die von Finke angeführten und von Jung zitierten Metaphern zur Citizen Science bringen unterschiedliche Perspektiven zum Verhältnis von wissenschaftlichen Lai\_innen und professionellen Fachwissenschaftler\_innen auf den Punkt. Sowohl die Himalaya-Expedition als auch der Apfelbaum der Erkenntnis, das Haus der Wissenschaft und die solide fundierte Pyramide geben Lai\_innen eine ansprechende und verantwortungsvolle Rolle im Gesamtbild von Wissenschaft in der Gesellschaft. Jung fragt sich jedoch zurecht, ob es angemessen sei, in dieser Art „die Kontinuität von der Laienforschung über die professionelle Wissenschaft bis hin zu einsamen wissenschaftlichen Spitzenleistungen ebenso [zu] betonen wie die Bedeutung der Laienforschung als notwendige Grundlage von Wissenschaft“.

Jung stellt im Gegensatz zu Finke die Diskontinuität von wissenschaftlichen Lai\_innen und professionellen Fachwissenschaftler\_innen ins Zentrum seiner Argumentation. Diese Diskontinuität sieht er vor allem im professionellen Habitus und stillen Wissen der professionellen Wissenschaftler\_innen, die den Lai\_innen fehlen. Wie seit langem in der Wissenschaftssoziologie unter die Lupe genommen, stellen dieser Habitus und dieses Wissen eine Art Kultur dar, die die Werte, Normen und Gepflogenheiten von Spezialist\_innen in einem bestimmten wissenschaftlichen Gebiet charakterisieren und die wissenschaftlichen Noviz\_innen durch Vorleben (und nicht etwa explizit durch Lehrveranstaltungen) vermittelt wird. Lai\_innen können diesen professionellen Habitus und zugehörendes stilles Wissen nur schwer erwerben, jedenfalls nicht allein durch Kenntnis wissenschaftlicher Literatur oder Teilnahme an universitären Lehrveranstaltungen. Jung bringt seine Haltung folgendermaßen auf den Punkt: „Es kommt eben nicht lediglich auf die Aneignung und Kumulation von Fachwissen an, sondern auf die Herausbildung eines bestimmten Habitus.“ Jungs wissen(schaft)ssoziologischer Ansatz ist interessant und kann meines Erachtens zu aufschlussreichen Einsichten in die Art und Weise der gesellschaftlichen Wissensproduktion führen. Bisweilen scheint er selbst aber trotz anderer Absicht bestimmten kulturellen Mythen verfallen zu sein, die zum Habitus seiner eigenen Zunft gehören. Ich kann nur staunen, dass jemand, der wie Jung den Wissenschaftsbetrieb und seine kulturellen Eigentümlichkeiten seit langem aus der Nähe kennt, professionellen Archäolog\_innen generell zuschreibt, dass „sie sich ganz in den Dienst der Sache stellen, sich in der Logik des besseren Arguments bewegen und sich vor allem mit Kritik auseinandersetzen.“ So wird das zwar oft öffentlich dargestellt, aber in der Praxis ist die Wissenschaft doch von solchen Normen weit entfernt. Wissenschaftshistoriker\_innen und Wissenschaftssoziolog\_innen haben über Jahrzehnte, sowohl aus ethnographischer als auch historischer Perspektive, die Wissensproduktion in unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen

unter die Lupe genommen und sind zu ganz anderen Schlüssen gekommen (wie Jung weiß und am Ende seines Textes auch kurz anspricht). Oft geht es auch in der Wissenschaft um alles andere als den Dienst an der Sache – jedenfalls sofern man die Sache als den Gegenstand professionalisierter wissenschaftlicher Neugier definiert. Wie die Forschungsgeschichte zeigt, kann die Logik des besseren Argumentes mitunter zur Nebensache und Kritik sogar ganz ignoriert werden.

Ein anderes Problem an Jungs Argumentation ist, dass er den von ihm untersuchten Hobbyarchäolog\_innen etwas pauschal und sehr einseitig unterstellt, „Archäologie aus Problemlagen heraus“ zu betreiben. Er pathologisiert damit die von ihm studierten Laienarchäolog\_innen. Jung verschweigt hingegen, dass ja durchaus auch bei professionellen Archäolog\_innen die eigene Arbeit zur Methode der Lebensbewältigung und Kompensation anderer Herausforderungen des Lebens werden kann. Wissenschaft kann gleichermaßen aus persönlichen Problemlagen heraus betrieben werden. In dieser Hinsicht besteht also kaum ein grundsätzlicher Ge-

gensatz zwischen wissenschaftlichen Lai\_innen und ihren professionellen Gegenstücken.

Jungs wissenschaftssoziologischer Ansatz sagt mir im Grunde sehr zu. Ich habe aber angesichts bestimmter, oben genannter Vorstellungen, die mehr mit Mythen und Idealisierungen zu tun zu haben scheinen als mit sozialen Realitäten in der professionellen Wissenschaft, meine Zweifel an seiner Argumentation.

Ich möchte zum Abschluss noch eine eigene übergreifende Metapher anbieten, die *Citizen Science* in ein etwas anderes Licht stellt, als es bei Finke und Jung geschieht. Mein Bild beschreibt ein *Schwimmbad* voller unterschiedlicher Aktivitäten. Alle Altersgruppen tummeln sich im Wasser. Während die Älteren langsam ihre Bahnen ziehen, vergnügen sich die Jüngeren im Planschbecken mit allerlei Bällen und anderen schwimmenden Spielsachen oder springen vom Sprungbrett. Diese unterschiedlichen Ausdrucksformen von Lebensfreude im Schwimmbad entsprechen dem Enthusiasmus und der Ausdauer vieler aktiver Vertreter\_innen der *Citizen Science*.



Abb. 1 Heureka! Citizen Science im Schwimmbad. Foto: Ali Almazawi. Quelle: <https://www.flickr.com/photos/malim92/5942405403/>

In einem separaten Sportbecken trainiert gleichzeitig der Schwimmverein. Hier werden Stilarten verfeinert, Zeiten genommen und Pulsraten optimiert, um Platzierungen bei kommenden Wettkämpfen zu verbessern, die in besonderen Fällen mit Medaillen belohnt werden. Der Schwimmverein entspricht der professionellen Fachwissenschaft, die ihre eigenen Regeln ausbildet, regelkonformes Verhalten trainiert und dann die schnellsten Athlet\_innen auszeichnet. Jede/r Bürger\_in kann Mitglied des Schwimmvereins werden und durch hartes Training die eigenen Leistungen verbessern. So manche/r fragt sich am Ende aber doch, ob das wirklich sein muss und man nicht in den anderen Teilen des Schwimmbades mehr erreichen kann (Abb. 1).

### Literaturhinweise

- Holtorf, Cornelius (2003) Archäologie als Fiktion – Anmerkungen zum Spurenlesen. Ulrich Veit, Tobias Kienlin, Christoph Kümmel und Sascha Schmidt, Hrsg.: *Spuren und Botschaften: Interpretationen materieller Kultur*, S. 531-544. Münster: Waxmann.
- Holtorf, Cornelius (2005) Beyond Crusades: How (Not) to Engage with Alternative Archaeologies. *World Archaeology* 37: 544-551.
- Holtorf, Cornelius (2007a) *Archaeology is a Brand! The Meaning of Archaeology in Contemporary Popular Culture*. Illustriert von Quentin Drew. Oxford: Archaeopress.
- Holtorf, Cornelius (2007b) What Does Not Move Any Hearts – Why Should It Be Saved? The *Denkmalpflegediskussion* in Germany. *International Journal of Cultural Property* 14 (1): 33-55.
- Holtorf, Cornelius (2013) The Past People Want: Heritage for the Majority? Geoffrey Scarre und Robin Coningham, Hrsg.: *Appropriating the Past. Philosophical Perspectives on the Practice of Archaeology*, S. 63-81. Cambridge: Cambridge University Press.
- Holtorf, Cornelius (2014) Archäologie und Öffentlichkeit. Sabine Wolfram und Doreen Mölders, Hrsg\_innen.: *Schlüsselbegriffe der Prähistorischen Archäologie*, S. 39-44. Münster: Waxmann.

## „Citizen Science“ und Landesarchäologie: erfolgreiche Partnerschaft in Brandenburg

**Thomas Kersting**

Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologisches Landesmuseum

### Zitiervorschlag

Thomas Kersting. 2015. „Citizen Science“ und Landesarchäologie: erfolgreiche Partnerschaft in Brandenburg. Forum Kritische Archäologie 4:62-64.

URI [http://www.kritischearchaeologie.de/repositorium/fka/2015\\_4\\_9\\_Kersting.pdf](http://www.kritischearchaeologie.de/repositorium/fka/2015_4_9_Kersting.pdf)

DOI [10.6105/journal.fka.2015.4.9](https://doi.org/10.6105/journal.fka.2015.4.9)

ISSN 2194-346X



Dieser Beitrag steht unter der Creative Commons Lizenz CC BY-NC-ND 4.0 (Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitung) International. Sie erlaubt den Download und die Weiterverteilung des Werkes / Inhaltes unter Nennung des Namens des Autors, jedoch keinerlei Bearbeitung oder kommerzielle Nutzung.

Weitere Informationen zu der Lizenz finden Sie unter: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>.



## „Citizen Science“ und Landesarchäologie: erfolgreiche Partnerschaft in Brandenburg

**Thomas Kersting**

Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologisches Landesmuseum

Wenn hochtheoretisch von Potentialen einer „Citizen Science“ in der Archäologie die Rede ist, lohnt es sich, einmal ganz praktisch das Verhältnis einer Landesarchäologie zu den Bürger\_innen – den „citizens“ – in ihrem Zuständigkeitsbereich zu untersuchen.

Eine Schutz-Behörde wie z.B. das Brandenburgische Landesamt für Denkmalpflege und Archäologisches Landesmuseum („Fachamt“) hat immer das Problem, den Bürger\_innen mit Ge- und Verboten gegenüber treten zu müssen – unter dem Motto „Das Fachamt hat immer Recht“. In unserem Fach haben wir aber das Glück, dass „Archäologie“ von den meisten Menschen als „interessant“ empfunden wird, wie u. a. erfolgreiche Fernsehsendungen immer wieder zeigen.

Die Funktion des Fachamtes als „Träger öffentlicher Belange“ (TöB) zielt auf den Primärschutz, also den Erhalt archäologischer Denkmale an Ort und Stelle. Im Zuge der Abgrenzung der Bodendenkmale für die *Denkmalliste* wird z.B. der/die einzelne Grundstücks-Eigentümer\_in ermittelt und benachrichtigt. Bürger\_innen werden hier über die im Grundgesetz verankerte Eigentumsverpflichtung für den Denkmalschutz in Haftung genommen, und ihre Mitwirkungspflicht wird ihnen angesichts der Wertminderung eines „bodendenkmalbelasteten“ Grundstücks nicht gerade erleichtert. Dennoch zeigt die Praxis in Brandenburg, dass zahlreiche Denkmaleigentümer\_innen, die beim Fachamt angeregt von einem citizen-freundlichen Informations-Flyer rückfragen, auf den Gang vor Gericht verzichten, wenn sie sich ausreichend informiert und beraten fühlen. Hier ist neben Transparenz und Rechtssicherheit letztlich auch Identitätsstiftung ein wichtiger Effekt.

Auch zu allen flächenbezogenen Planungen äußert sich das Fachamt als „TöB“; größere Planungen (Umweltverträglichkeitsprüfungs- und Bodenordnungsverfahren) bekommen die einzelnen Bürger\_innen in der Regel kaum mit – von zahllosen kleinen Leitungsverlegungen, Bebauungsplänen, Baugenehmigungen sind sie sehr viel eher betroffen. Hier

ergeben sich häufig *Ausgrabungen*, wenn der „Sekundärschutz“ greift, also Bodendenkmal-Substanz bauseits entfernt wird, und nur in Form der Dokumentation und Funden erhalten bleibt. Die Wirkung solcher direkter archäologischer Informationen noch während der Grabung ist aufgrund ihrer sinnlichen Anschaulichkeit und haptischen Wirkung enorm, und so manche/r Bauherr\_in war schon stolz auf das, was auf ihrem oder seinem Grundstück gefunden wurde – wenn sie/er erst einmal mehrere tausend Jahre alte Fundstücke in der Hand halten durfte (s. u.). Gerade bei der jährlich wiederkehrenden Gelegenheit des „Tages des Offenen Denkmals“ sind es die Grabungsführungen, die sich höchster Beliebtheit erfreuen.

Auch für die Planer\_innen sind Grabungsbefunde häufig inspirierend für die Gestaltung, und archäologische Befunde wirken – visualisiert an Ort und Stelle – als Ankerpunkt von Identitätsstiftung. Genau dies wird als gesellschaftliches Ziel der Landesarchäologie in der Kulturentwicklungskonzeption des Landes Brandenburg definiert.

Die Wirkung archäologischer Inhalte in die Öffentlichkeit, die zu einer Identifikation der Bürger\_innen mit ihrer Geschichte und Region führen, ist dann besonders stark, wenn Originale zu sehen und zu fühlen ist – also leider immer dann, wenn ein Teil des Bodendenkmals eben nicht in situ erhalten werden kann, da es dem „Sekundärschutz“ unterliegt. In dieser eigentlich denkmalpflegerisch suboptimalen Situation setzt aber die eigentliche archäologische „Wertschöpfungskette“, die Auswertung ein, die einen Strom von Informationen, Funden und Erkenntnissen ins Fachamt spült, die dort weiterverarbeitet werden, und spätestens über Museum, Ausstellung, Medien und Publikation ans Licht der Öffentlichkeit kommen. So wird nicht nur das gesetzliche, sondern auch das gesellschaftliche Ziel erreicht.

Im anderen, denkmalpflegerisch optimalen Fall, nämlich dem gelungenen Bodendenkmal-Erhalt an Ort und Stelle – dem „Primärschutz“ – sieht die Sache in der Regel ganz anders aus: man hat zwar das

gesetzliche Ziel des Denkmalschutzes erreicht, doch zu einer Wahrnehmung in der Öffentlichkeit bedarf es weiterer Schritte, wie z. B. einer Offenhaltung, Sichtbarmachung, Visualisierung des Bodendenkmals, um auch hier schließlich zum gesellschaftlich angestrebten Ziel zu gelangen, einer Identifikation der Öffentlichkeit mit der eigenen (ferneren) Vergangenheit.

Symptomatisch ist hier ein Fall, wo 2014 in Schmölln (Uckermark) an der Autobahn bei Grabungen für ein Regenrückhaltebecken in Form und Erhaltung weitgehend einzigartige megalithische Befunde aus der Jungsteinzeit bis hin zur Eisenzeit aufgedeckt, dokumentiert und dann abgetragen werden mussten – bis dann vor Ort das vehemente Verlangen nach einer Erhaltung in situ entstand. Interessant zu beobachten, welche – auch zweifelhafte – Formen der Protest gegen Fachamt und Autobahnamt annahm (unter anderem wurden Schulkinder instrumentalisiert, und man sah „deutsches (!) Kulturgut“ in Gefahr), aber es war auch beeindruckend zu sehen, wie stark die Gemüter durch archäologische Denkmäler berührt werden können. Es sei dahin gestellt, ob hier „echtes“ Kulturinteresse oder touristischer Geschäftssinn ausschlaggebend waren, aber im Grunde wird ja das Ziel der Landesarchäologie erreicht: gemeinsam arbeiten wir derzeit mit der Gemeinde und dem Kreis an Möglichkeiten einer lokalen Präsentation. Interessant war aber auch zu erkennen, dass die vermeintlich unangefochtene Autorität des Fachamtes von den interessierten Bürger\_innen durchaus in Frage gestellt wird – es reicht nicht mehr aus, die Menschen mit wissenschaftlichen Erklärungen abzuspüren und ansonsten „ins Museum zu schicken“.

Aufgabe des Fachamtes ist es, nicht bei der gesetzlichen Aufgabe des Bodendenkmalschutzes stehen zu bleiben, sondern sich dem gesellschaftlichen Ziel einer Stiftung von Identifikation zu stellen. Diese kann um so eher erreicht werden, wenn von den „citizens“ nicht nur Mitwirkung eingefordert, sondern ihnen auch echte Teilhabe an der Landesarchäologie ermöglicht wird. Auch dies ist in Brandenburg gesetzliche Aufgabe des Fachamtes, in Form der *ehrenamtlichen Mitarbeit*. Flankierend greifen heute neue gesetzliche Regelungen, die eine vermehrte Offenlegung von Kulturgütern fordern (auf europäischer Ebene INSPIRE; in Brandenburg die Landes-Denkmaliste), und denen sich das Brandenburgische Fachamt in den letzten Jahren mit großem Engagement stellt.

Dieses Aufgabenfeld des Fachamtes wendet sich unmittelbar an interessierte Bürger\_innen und lädt

sie zur Mitwirkung ein. Das hat in Brandenburg Tradition, denn seit den 1970er Jahren werden hier Lehrgänge für „Hobby-Archäologen“ angeboten. Allein seit 2000 konnten über 100 neue ehrenamtliche Mitarbeiter\_innen der Landesarchäologie ausgebildet und nach Prüfung mit amtlichem Ausweis versehen werden. Jeden (zweijährigen) Lehrgang besuchen über 30 Teilnehmer\_innen, die künftig für die Landesarchäologie als Multiplikatoren im Lande wirksam werden. Die Nachfrage dieser Lehrgänge ist – nach Rückgang in den 1990er Jahren, als viele Menschen in Brandenburg sich neu orientieren mussten – wieder deutlich steigend: offenbar ist Identifikation mit dem eigenen Land, der Region, dem Ort und der zugehörigen Geschichte (heute wieder?) gefragt, aber auch weil heute auf allen fachbehördlichen Tätigkeitsfeldern von engagierten Bürger\_innen Partizipation und Transparenz eingefordert werden. Die Archäologische Denkmalpflege besitzt mit diesen unmittelbaren Kontakten zu Bürger\_innen so etwas wie eine Schnittstelle zum „wahren Leben“ – einen nicht zu unterschätzenden Vorteil und ein Korrektiv gegenüber reinen Forschungseinrichtungen. Denn es sind gerade die ehrenamtlichen Beauftragten, herabsetzend „Hobby-Archäologen“, in Zukunft vielleicht gender-neutral „Citizen Scientists“ genannt, die dem Fachamt die entscheidenden flächendeckenden Informationen zukommen lassen.

Diese bürgerlichen Amateur-(Liebhaber!)Wissenschaftler\_innen sind es, die Acker- oder Bildschirm-Oberflächen absuchen – optisch oder detektorverstärkt; Scherben, Metall oder Anomalien im Gelände(modell) aufspüren, und uns mittlerweile „in Echtzeit“ digital melden können. Ohne sie kann eine Landesarchäologie nicht funktionieren, und konnte das auch früher schon nicht – das hat mit Bürokratisierung und Personalmangel im Amt nichts zu tun.

Wenn man meint, das hätte mit „Science“ nicht viel zu tun, sei daran erinnert, dass gerade eine Wissenschaft wie unsere auf dem mühseligen Zusammentragen kleinster Informationspartikel beruht, deren Wert auf ihrer genauen Dokumentation in Zeit und Raum beruht – was den Lehrgangsteilnehmer\_innen als Grundlagenforschung intensiv vermittelt wird. Da spielt es auch keine Rolle, aus welcher wissenschaftlichen Richtung die Motivation der Einzelnen kommt – natürlich gibt es neben Heimatforscher\_innen auch Metallsucher\_innen, „Steinchenfreaks“, Esoteriker\_innen und andere mit „Grenzwissenschaft“ Befasste. Doch alle wissen, dass das Fachamt sie in ihrer ehrenamtlichen Arbeit erst nimmt, und ihnen die entsprechende Wertschätzung dafür zukommen lässt.

Ziel des Fachamtes ist es zunehmend, Denkmalschutz „im Öffentlichen Interesse“ für die Bürger\_innen im Sinne von Transparenz und Partizipation zugänglich zu machen, um so über ein zurückwirkendes Interesse der Öffentlichkeit, im Idealfalle eine Identifikation der Bürger\_innen mit der eigenen Landesgeschichte und Landesarchäologie zu erreichen.

Dies kann und soll in letzter Konsequenz einen vermehrten Schutz der Bodendenkmale gerade *durch* die Öffentlichkeit (und nicht *vor* der Öffentlichkeit...) bewirken.

So steht die Landesarchäologie – sicher nicht nur in Brandenburg – derzeit in einem Prozess des Wandels der Auffassung der eigenen Rolle, weg vom „Geheimnisträger“ hin zu einem modernen öffentlichen Dienstleister in allen Fragen der Archäologie und des Denkmalschutzes – unter erfolgreicher Einbeziehung der „Citizen Science“!

## Archäologie und Citizen Science. Eine Erwiderung auf Matthias Jung, Maria Theresia Starzmann, Cornelius Holtorf und Thomas Kersting

**Peter Finke**

Universität Bielefeld (Wissenschaftstheorie)

### Zitiervorschlag

Peter Finke. 2015. Archäologie und Citizen Science. Eine Erwiderung auf Matthias Jung, Maria Theresia Starzmann, Cornelius Holtorf und Thomas Kersting. Forum Kritische Archäologie 4:65-69.

URI [http://www.kritischearchaeologie.de/repositorium/fka/2015\\_4\\_10\\_Finke.pdf](http://www.kritischearchaeologie.de/repositorium/fka/2015_4_10_Finke.pdf)

DOI [10.6105/journal.fka.2015.4.10](https://doi.org/10.6105/journal.fka.2015.4.10)

ISSN 2194-346X



Dieser Beitrag steht unter der Creative Commons Lizenz CC BY-NC-ND 4.0 (Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitung) International. Sie erlaubt den Download und die Weiterverteilung des Werkes / Inhaltes unter Nennung des Namens des Autors, jedoch keinerlei Bearbeitung oder kommerzielle Nutzung.

Weitere Informationen zu der Lizenz finden Sie unter: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>.

## Archäologie und Citizen Science.

### Eine Erwiderung auf Matthias Jung, Maria Theresia Starzmann, Cornelius Holtorf und Thomas Kersting

**Peter Finke**

Universität Bielefeld (Wissenschaftstheorie)

#### 1. Einleitende Bemerkungen

Matthias Jung hat sich mit seinem Artikel „Citizen Science – eine Programmatik zur Rehabilitierung des Handelns wissenschaftlicher Laiinnen und Laien und ihre Implikationen für die Archäologie“ in der Zeitschrift „Forum Kritische Archäologie“ mit Aspekten meines Buches „Citizen Science: Das unterschätzte Wissen der Laien“ auseinandergesetzt und damit versucht, das aktuelle Thema Citizen Science oder BürgerInnenwissenschaft<sup>1</sup> auch für die Archäologie zu öffnen.<sup>2</sup> Hierauf haben Maria Theresia Starzmann, Cornelius Holtorf und Thomas Kersting mit ihren Kommentaren geantwortet;<sup>3</sup> ich möchte jetzt meinerseits zu dieser Diskussion Stellung nehmen.

Grundsätzlich ist diese Debatte in der Archäologie zu begrüßen: Erstens gilt dies aus Sicht der zurzeit verbreitet geführten Citizen Science-Debatte, weil diese meistens inhaltlich stark auf naturkundliche Themen verengt geführt wird. Oft wird die Hobbyornithologie als Musterbeispiel der Citizen Science angeführt; dies trifft zwar oft zu, aber dabei handelt es sich tatsächlich um eine sehr eingeschränkte Perspektive. Es ist deshalb hilfreich, wenn sich ein ganz anderes Wissensfeld zu Wort meldet, das – natürlich – von dem Thema ebenso betroffen ist. Matthias Jungs Beitrag in *Forum Kritische Archäologie* war einer der ersten, der von außen in diese leider oft sehr einseitig geführte Debatte eingegriffen hat. Zweitens ist der Beitrag Jungs auch deshalb zu begrüßen, weil er einen Fehler vermeidet, der in großen Teilen jener Debatte gemacht wird, nämlich das Thema mit dem Modethema „crowd science“ zu verwechseln und faktisch auf die veränderten Kommunikationsmöglichkeiten im Computerzeitalter zu reduzieren. Jung macht dagegen völlig zu Recht deutlich, dass auch BürgerInnenwissenschaft auf der Kompetenz

von EinzelforscherInnen beruht, ohne deren individuelle Erkenntnisinteressen und Fähigkeiten keine Teambildung oder sonstige Zusammenarbeit in Forschungsgruppen möglich wäre.<sup>4</sup> Drittens schließlich mag sein Beitrag auch aus Sicht der Archäologie nützlich sein, insofern er sich mit dem hier herrschenden Wissenschaftsverständnis in vergleichsweise differenzierter Form auseinandersetzt und Literatur von Bourdieu, Oevermann oder Franzmann einbezieht, die bislang dort wenig beachtet worden ist. Allerdings glaube ich auch, dass sie nicht wirklich weiterführt, sondern die Diskussion eher mit abstrakten und teilweise wirklichkeitsfremden Konzepten belastet.

Die Diskussionsbeiträge von Starzmann, Holtorf und Kersting vertiefen und korrigieren gleichzeitig die Thesen Jungs in hilfreicher Weise. Dennoch scheint mir eine weitere Stellungnahme notwendig zu sein, weil es vor allem in einem wichtigen Punkt eine Meinungsverschiedenheit gibt, die so von den erwähnten AutorInnen nicht behandelt wird.

<sup>4</sup> Ich halte von dem Begriff „crowd science“ nichts. Diese auf Surowieckis Buch „The wisdom of the crowds“ (2004) zurückgehende Ausdrucksweise ist eine Fehlbildung, weil Wissenschaft nie ein Massenphänomen ist, das mit Staren- oder Heringsschwärmen verglichen werden kann. Auch Forschung, an der sehr viele Datengeber beteiligt sind, beruht immer auf der individuellen Intelligenzleistung aller einzelnen Beteiligten und nicht darauf, dass die individuelle Rationalität zugunsten einer instinkt- oder emotionengesteuerten „Schwarmintelligenz“ ausgeschaltet oder von dieser übertroffen wird. Der Begriff „crowd science“ ist eine unsinnige Bildung. Selbst umfangreiche empirische Erhebungen wie etwa deutschlandweite Kartierungen, die heute mit Computerhilfe vergleichsweise leicht organisierbar geworden sind, sind kein rationales Schwarmverhalten, sondern nur Zusammenfassungen der Fachkompetenz aller einzelnen Beteiligten. Man beachte übrigens, dass bereits der Untertitel des Surowieckischen Buches keinen Bezug auf die Wissenschaft nimmt: „Why the many are smarter than the few and how collective wisdom shapes business, economics, societies and nations.“ Überall dort gibt es crowd-Phänomene; nicht aber in Science.

<sup>1</sup> Die Nennung von Personengruppen wurde im vorliegenden Text von der Redaktion zugunsten einer gendergerechten Sprache umformuliert.

<sup>2</sup> Finke 2014; Jung 2015.

<sup>3</sup> Starzmann 2015, Holtorf 2015, Kersting 2015.

## 2. Stellungnahme zu Matthias Jungs Position

Ich war überrascht zu hören, dass es in der Archäologie eine Debatte über Citizen Science und auch über mein Buch dazu gibt. Aber ich kann es gut nachvollziehen: Bei der Archäologie kommen vielfältige Interessen und Begabungen zusammen, empirische und theoretische, ortsbezogene und ortsungebundene, subjektive und objektive, abstrakte und handwerklich-konkrete. Es ist naheliegend, die AkteurInnen einer solchen, bereits intern differenzierten Wissenschaft daraufhin zu untersuchen, welcher Typ WissenschaftlerIn dort eigentlich gefragt ist und wie die dort arbeitenden professionellen WissenschaftlerInnen zu den Wissenschaft betreibenden BürgerInnen stehen, die es auf diesem Arbeitsfeld ebenfalls gibt. Matthias Jung tut dies. Das ist verdienstvoll, im Sinne aller beteiligten Interessen. Allerdings überzeugt mich das Ergebnis nicht. Es ist die Schärfe der Trennlinie, die er zu ziehen versucht, welche ihn fehlgehen lässt.

Der Autor versucht, zwischen den beiden genannten Gruppen eine möglichst scharfe Unterscheidung vorzunehmen, weil er glaubt, dass dies notwendig ist und in meinem Buch nicht im nötigen Maße erfolge.<sup>5</sup> Dabei glaubt er, dass „Professionalisierung“ und „Habitus“ entscheidende Begriffe sind, ohne die dies nicht sinnvoll sei. Beide Charakteristika müssten seiner Meinung nach zusammen gehen;<sup>6</sup> ein Citizen Science-Rahmen ermögliche diese Unterscheidung nicht, sie sei aber notwendig.<sup>7</sup>

<sup>5</sup> Jung schreibt hierzu, es solle „ein entscheidendes Moment der Diskontinuität von Laien- und Fachwissenschaft herausgearbeitet werden, das jenseits von Fachwissen, Status, Reputation und anderen äußerlichen Indikatoren liegt: der professionalisierte Habitus erfahrungswissenschaftlichen Handelns“. Vgl. hierzu das Folgende.

<sup>6</sup> Jung bezieht sich hier auf Arbeiten von Oevermann (1996) zur Professionalisierungstheorie, Franzmann (2012) über Professionen und vor allem Bourdieu (1982) zum Habitusbegriff. Aus meiner Sicht ist es ein Nachteil aller dieser Ansätze, dass sie nicht zwischen individuell-persönlich gelerntem und institutionell-gruppenbedingt erwartetem und tradiertem Verhalten unterscheiden. Der Habitusbegriff wird hier zu einer konservativ-statusverteidigenden Bekräftigung bestehender Gruppenprivilegien herangezogen, der jegliche kritischen Aspekte wissenschaftlichen Wandels in einer demokratischen Gesellschaft fehlen.

<sup>7</sup> Nach Meinung des Autors „kommt (es) eben nicht lediglich auf die Aneignung und Kumulation von Fachwissen an, sondern auf die Herausbildung eines bestimmten Habitus“ und von diesem gelte, dass sich „durch ein Selbststudium (...) dieser Habitus kaum ausbilden (lässt)“. Kann man schon diese Aussage bezweifeln, so ist außerdem darauf hinzuweisen, dass es neben einem formellen Fachstudium und dem Selbststudium viele weitere intermediäre Lernformen

Der entscheidende Punkt ist aber folgender: Jung bezieht sich in der Begründung dieser These auf die vier Metaphern (Expedition, Apfelbaum, Haus und Pyramide), mit denen ich die vier Teile meines Buches einleite, und interpretiert sie im Sinne einer Kontinuitätsthese, die ich verträte. Er hingegen favorisiert eine Diskontinuitätsthese, wonach professionelle WissenschaftlerInnen der Archäologie einen grundsätzlich anderen „Habitus“ zeigen müssten als HobbyarchäologInnen. Auch hier hat mich überrascht, dass dasjenige, was empirisch von weit größerem Belang ist, nämlich das bürgerschaftliche Engagement, hier sofort durch diesen Begriff „Hobby“ zugedeckt wird. Hierzu kann ich freilich in Bezug auf die Archäologie selbst wenig sagen. Immerhin scheint mir zum Beispiel der Entdecker des Kölner Pöblius-Grabmals, Josef Gens, ein lebendes Gegenbeispiel zu sein: eine Person, für die der Begriff „Hobbyarchäologe“ zwar nicht falsch, aber doch deutlich zu eng wäre, um seine lebenslange Hingabe und fachlich auch von hochrangigen Beteiligten aus dem akademisch-professionellen Milieu anerkannte Umsicht, Lernbereitschaft und anhaltende eigene Forschung zu den bislang unbefriedigenden Resultaten der offiziellen Rekonstruktionsversuche angemessen wiederzugeben.<sup>8</sup>

Bei jener von Jung für nötig gehaltenen Trennlinie zwischen Kontinuität und Diskontinuität fühle ich mich massiv missverstanden. Denn es ist mir – im Unterschied zu manchen oberflächlichen, nicht nur journalistischen Darstellungen von Wissenschaft und Citizen Science – sehr wichtig, sowohl Gemeinsamkeiten, als auch insbesondere die unterschiedliche Verfasstheit der ehrenamtlichen BürgerInnenwissenschaft von der beruflich betriebenen akademischen Wissenschaft herauszuarbeiten.<sup>9</sup> Mein Buch über Citizen Science kann, ja soll und muss man deshalb auch als eine scharfe Kritik an meinen engeren FachkollegInnen, den WissenschaftstheoretikerInnen, le-

gibt, die gerade in der BürgerInnenwissenschaft eine wichtige Rolle spielen: Exkursionen, gemeinsame Arbeitsgruppen, Situationen der Kooperation mit unterschiedlich erfahrenen Partnern, Lernen an Vorbildern, auch freundschaftliche Ratschläge und Hinweise auf Verbesserungsmöglichkeiten usw. Der oder die völlig isoliert vor sich hinarbeitende Citizen Scientist ist nicht weniger eine Kunstfigur wie der oder die brav einem vorgegebenen Ausbildungsgang folgende AdeptIn der akademischen Forschung.

<sup>8</sup> Vgl. Gens (2013), auch Krüssel (2016), sowie unveröffentlichte kritische Analysen von J. Gens in Bezug auf Fehler der offiziellen Rekonstruktionen (private Mitteilungen).

<sup>9</sup> Zum Beispiel ist der zurzeit online stehende deutschsprachige Wikipedia-Artikel u.a. deshalb schlecht, weil diese Differenzierung dort in keiner Weise vorgenommen wird.

sen, die bisher nicht auf die Idee gekommen sind, dies näher zu untersuchen und sich beim Stichwort Wissenschaft meistens fraglos nur an der akademischen Wissenschaftswelt orientieren. Wenn irgendwo eine undifferenzierte Kontinuitätsthese vertreten wird, dann in vielen oberflächlichen Zeitungs- und Internetartikeln über Citizen Science, auch in einigen amerikanischen Büchern zu diesem Thema (z.B. Dickinson/Bonneys (2012) ein insbesondere in den USA gerühmter, aber inhaltlich extrem einseitiger Sammelband), aber von mir ausdrücklich nicht. In dem von mir 2015 herausgegebenen Sammelband „Freie Bürger, freie Forschung“ wird dieser Unterschied sogar besonders deutlich zum Gliederungsprinzip erhoben, insofern als die 32 Beiträge von zum Teil sehr renommierten AutorInnen verschiedenster Wissenschaftsgruppen auf zwei Buchteile aufgeteilt sind, einen ersten über BürgerInnenwissenschaft (Citizen Science) und einen zweiten über akademische Wissenschaft. Kontinuitätsthese? Klarer kann man Diskontinuität eigentlich kaum zum Ausdruck bringen.

Aber auch in jenen vier Metaphern des ersten Buches, auf das Jung sich bezieht, kommt dies zum Ausdruck: Diejenigen BergsteigerInnen, die am Basislager zurückbleiben, wären in der Mehrzahl wohl nicht in der Lage, sich am jetzt noch folgenden Gipfelsturm zu beteiligen; aber es ist mir wichtig zu betonen, dass auch sie gute BergsteigerInnen sind. Entsprechend finde ich es falsch, den Begriff der Wissenschaft bzw. der WissenschaftlerIn so einzuengen, wie dies angesichts der fraglosen Bedeutung der international operierenden, stets an aktuellen Problemen einzelner Disziplinen ausgerichteten akademischen Forschung üblicherweise geschieht. Der Unterschied entspricht in etwa dem zwischen Breiten- und Spitzensport oder dem zwischen Amateur- und professionell ausgebildeten MusikerInnen: Niemand bezweifelt dort, dass ersteres auch Sport bzw. Musik ist. In vielen Fällen sind sogar Qualitätsunterschiede nicht erkennbar. Nur in der Wissenschaft will man die einfacher zugänglichen Formen nicht als solche anerkennen, ja sogar einen besonderen „Habitus“ der akademischen ForscherIn konstruieren? Das ist nicht überzeugend.

Entsprechend liegen zwischen denjenigen (um die drei weiteren Bilder meines Buches aufzugreifen), die die niedrig hängenden Äpfel vom Boden oder allenfalls den unteren Stufen der Leiter aus pflücken, und den immer an den höchsten Äpfeln interessierten Pflückprofis in der Regel viele Stufen der wissenschaftlichen „Methodenleiter“, zu deren Besteigung eine gute Ausbildung mindestens hilfreich, oft sogar notwendig ist. Aber ich fände es falsch, die bodenna-

hen WissenspflückerInnen deshalb überhaupt nicht als WissenschaftlerInnen anzusehen. Beim stilistisch sehr gemischt zusammengebauten Haus der Wissenschaft residieren Citizen Scientists im Erdgeschoss und den unteren Etagen; ihre Ausflüge nach weiter oben halten sich doch sehr in Grenzen. Ausgeschlossen sind sie nicht, aber sie unterliegen recht strengen Selbstbeschränkungen. Und bei der Menschenpyramide schließlich eignen sich viele tatsächlich eher als basisnahe Träger als dafür, in die hohen, mehr künstlerische Qualitäten erfordernden Bereiche hinaufzuklettern. Dennoch sind sie ein wichtiger Teil der Bildungs- und Wissenspyramide einer Gesellschaft, die von einigen gern schon heute (voreilig) als eine „Wissengesellschaft“ tituliert wird. Der unten-oben-Unterschied in all diesen Bildern enthält sowohl die Botschaft einer Kontinuität, wie die einer Diskontinuität; Jungs einseitige Interpretation entspricht dem nicht.

Sein Fehler besteht nach meiner Auffassung darin, meine Warnung vor einem zu einfachen Grenzen denken nicht ernst genug genommen zu haben, vgl. dazu mein Kapitel „Grenzen: Was wir von den Fröschen lernen können“ (Finke 2014). Beide Wissenschaftsformen sind durchaus verschieden; da stimme ich ihm zu. Aber dies bedeutet nicht, dass sie völlig verschieden wären und erst recht nicht, dass man sie begrifflich scharf voneinander zu trennen habe und nur die professionelle Wissenschaft als wirkliche Wissenschaft anerkannt werden könnte. Dies behauptet Jung auch nicht, und dies ist ein großer Vorzug seiner Darstellung gegenüber vielen anderen, oberflächlicheren Darstellungen. Er sieht die wertvollen Beiträge von guten AmateurarchäologInnen durchaus und erkennt sie als wissenschaftliche Leistungen an, aber er beharrt darauf, dass eine ProfiwissenschaftlerIn einen anderen „Habitus“ verkörpern müsse als ein/e AmateurIn. Mir erscheint dies wie ein altväterlicher Versuch, Privilegien zu definieren, die völlig obsolet sind.

Tatsächlich aber gibt es zwar keine scharfe Grenze, sondern vielfältige Übergänge („amphibische Zonen“) zwischen beiden Formen der Wissenschaft. Es ist das verbreitete falsche Liniendenken, das die Grenzvorstellungen vieler Menschen und auch Jungs kennzeichnet. Es gibt immer einzelne, die sich beim wissenschaftlichen Bergsteigen und auch auf der Apfelbaumleiter, im Haus der Wissenschaften oder auch in der Wissenspyramide viel höher hinauf wagen als die meistens anderen und hierfür mag es viele, sehr unterschiedliche Gründe geben. Oft wird auch übersehen, dass ich nicht jede LaiIn für eine WissenschaftlerIn halte, sondern nur diejenigen, die sich ernsthaft hierum bemühen. Dies schließt viele

Lernanstrengungen und persönlichen Fleiß ein, aber eben nicht zwingend auch ein formelles Studium, ein Examen und letztlich erst recht keine Stelle an einer Universität oder anderen Forschungsinstitution. Dies alles spricht dafür, den Wissenschaftsbegriff nicht so scharf abzugrenzen, wie man es meistens undiskutiert als richtig unterstellt; die Wissenschaftstheorie ist hier sehr viel zurückhaltender. Es gibt zwar eine Grenze, aber sie ist nicht scharf, keine Linie, sondern ein Übergangsraum zwischen Wissenschaft und Nichtwissenschaft. Und ebenso gibt es auch keine scharfe Grenze zwischen Berufswissenschaft und BürgerInnenwissenschaft. Dennoch ist es richtig, beides voneinander zu unterscheiden, aber eben nicht nach dem Motto „entweder Kontinuität oder Diskontinuität“, sondern aufgrund der Einsicht, dass das eine das andere nicht ausschließt, sondern eine „amphibische Zone“ beides ebenso voneinander trennt, wie sie beides miteinander verbindet.

### 3. Stellungnahme zu den Kommentaren von Starzmann, Holtorf und Kersting

Auf mich wirken diese Kommentare so, als ob sie meine Position eher teilen würden, wenn auch aus verschiedenen Gründen. Doch ich bin da vorsichtig. Cornelius Holtorf hat nämlich, wie er zugibt, mein Buch nicht gelesen; freilich schreibt er m.E. richtig, Jungs idealtypische Position geraderückend, dass auch in der Universitätswissenschaft „die Logik des besseren Argumentes mitunter zur Nebensache (...) und Kritik sogar ganz ignoriert werden“ kann. Dies entspricht dem altbekannten Unterschied zwischen einer Verfassung und der Verfassungswirklichkeit, die hinter manchen Idealen zurückbleibt. Seine am Schluss vorgeschlagene Schwimmbadmetapher ist m.E. eben deshalb wieder ein Rückschritt, weil er dort scharf voneinander getrennte Schwimmbecken beschreibt, wo es zumindest Verbindungskanäle geben müsste.

Maria Theresia Starzmann diskutiert auf ähnlicher Ebene die Zusammenhänge zwischen Wissenschaft und Macht, die ich ebenfalls behandle und ohne die der differenzierte Unterschied zwischen beiden Formen der Wissenschaft nicht voll verstanden werden kann. Im Unterschied zu Jung und Holtorf vermeidet sie freilich die – aus meiner Sicht falschen – Signale der strikten Abgrenzung. Auch hat sie verstanden, dass das alte Postulat Max Webers, nach dem eine gute WissenschaftlerIn ihre persönliche Betroffenheit zurücknehmen muss, mit dazu geführt hat, der Wissenschaft jenen Elfenbeinturmcharakter zu verleihen, der angesichts der Unmittelbarkeit und

Brisanz vieler Probleme in der heutigen Welt nicht mehr gut zu vermitteln ist. In „Freie Bürger, freie Forschung“ schreibt der bekannte Umwelthistoriker Joachim Radkau in seinem Beitrag deshalb, dass Max Weber 1917 in seinem berühmten Aufsatz „Wissenschaft als Beruf“ zwar „verkündete, der echte Forscher lege sich Scheuklappen an, aber bis heute deshalb weltberühmt ist, weil er sich für seine Person keine Scheuklappen anlegte“ (Radkau 2015: 108).

Für Citizen Scientists gilt dies allemal; aber auch akademische ForscherInnen müssen überprüfen, ob das Wissenschaftsverständnis – insbesondere in der heutigen Zeit, in der die Wissenschaft nicht nur für Fortschritte, sondern auch für manche von ihr mitverursachte Gefahren den Kopf hinhalten muss – es nötig macht, sich soweit zurückzunehmen, wie Weber es zwar in seiner Theorie gefordert, aber in seinem eigenen Wissenschaftlerleben nicht eingehalten hat. Es ist die Frage, ob die Unterdrückung persönlicher Betroffenheit die Sache fördert, die WissenschaftlerInnen fördern möchten. Man darf dies in vielen Fällen bezweifeln. Möglicherweise stellt sich die „Habitusfrage“ dann noch einmal völlig neu. In diesem Punkte gibt es auch aus wissenschaftshistorischer Sicht interessante Verschiebungen. Wissenschaft betreibende BürgerInnen jedenfalls sind „activist researcher“, die nicht nur ihre Themen, sondern auch die Auslöser ihrer inneren Beteiligung in ihrer persönlichen Lebensumgebung finden.

Ein praktizierender Landesarchäologe, Thomas Kersting, hat sich ebenfalls in die Diskussion eingeschaltet. Er nimmt keinen Bezug auf mein Buch, aber er legt überzeugend dar, dass die praktische Arbeit vor Ort ganz andere Beurteilungskriterien kennt als die begriffszerlegende der theoretisierenden ArchäologInnen. Hier ist man gut beraten, alle verfügbaren Kompetenzen und Angebote zur Mitarbeit dankbar aufzunehmen. Er sieht in Citizen Science ein solches Angebot und vermag keine hinderlichen Fehleinstellungen zu erkennen, die dazu zwingen, sachinteressierte und -erfahrene LaiInnen grundsätzlich in eine andere Habituskategorie einzuordnen, die eine Zusammenarbeit mit Profis schwer oder für diese sonstwie unerquicklich machen würde.

Meine Erfahrungen in vielen anderen Wissens- und Arbeitsfeldern bestätigen dies: Die Ergänzung des eher theoretisch-abstrakten und des eher anwendungsbezogen-situativen Wissens, die wissenschaftliche Profis und kenntnisreiche LaiInnen zusammenführen kann, kann ein Gewinn für beide Seiten sein – bei Kooperationen in naturkundlichen und naturschützerischen Fragen, auf dem Felde sozialen



Engagements, in Gruppen mit Reformideen zu unserer Wachstumswirtschaft, bei der Sicherung und Rettung historischer Bauten und Dokumente, auch bei der Abwehr von extrem teuren und bedrohlichen Großprojekten. Überall bewährt sich ein Profi-LaiInnen-Mix als eine Sache, die einen Mehrwert in beide Richtungen verspricht, weil sie einander ergänzende Kompetenzen koppelt. Habitusdiskussionen wirken vor diesem Hintergrund seltsam aus der Zeit gefallen, als Schreibtischprobleme.

Wie sich heute die professionelle Archäologie dazu positioniert, muss sie selbst wissen.

### Literatur

- Bourdieu, Pierre. 1982. Der Habitus als Vermittlung zwischen Struktur und Praxis. In Pierre Bourdieu: *Zur Soziologie der symbolischen Formen*, S. 125-158. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Dickinson, Janis L. und Rick Bonney. 2012. *Citizen Science. Public Participation in Environmental Research*. Ithaca: Cornell University Press.
- Finke, Peter. 2014. *Citizen Science. Das unterschätzte Wissen der Laien*. München: oekom.
- Finke, Peter, Hrsg. 2015. *Freie Bürger, freie Forschung. Die Wissenschaft verlässt den Elfenbeinturm*. München: oekom.
- Franzmann, Andreas. 2012. *Die Disziplin der Neugierde. Der professionalisierte Habitus in den Erfahrungswissenschaften*. Bielefeld: transcript.
- Holtorf, Cornelius. 2015. Ein Kommentar zu Matthias Jungs Kritik an „Citizen Science“. *Forum Kritische Archäologie* 4: 59-61.
- Gens, Josef. 2013. *Grabungsfieber. Die abenteuerliche Entdeckung des Pöblichius-Grabmals*. Köln: Kiepenheuer und Witsch.
- Jung, Matthias. 2015. „Citizen Science“ – eine Programmatik zur Rehabilitierung des Handelns wissenschaftlicher Laiinnen und Laien und ihre Implikationen für die Archäologie. *Forum Kritische Archäologie* 4: 42-54.
- Kersting, Thomas. 2015. „Citizen Science“ und Landesarchäologie: erfolgreiche Partnerschaft in Brandenburg. *Forum Kritische Archäologie* 4: 62-64.
- Krüssel, H. 2016. Als das Grabungsfieber Josef Gens packte. Entdeckung und Bergung des Pöblichius-Denkmal. *Pro Lingua Latina* 16 (Frühjahr 2016): 37-43.
- Oevermann, Ulrich. 1996. Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns. In Arno Combe und Werner Helsper, Hrsg.: *Pädagogische Professionalität*, S. 70-182. Frankfurt: Suhrkamp.
- Radkau, Joachim. 2015. Politik – Die Schlüsselrolle der Amateure. In Peter Finke, Hrsg.: *Freie Bürger, freie Forschung. Die Wissenschaft verlässt den Elfenbeinturm*, S. 105-109. München: oekom.
- Starzmann, Maria Theresia. 2015. Kommentar zu Matthias Jung, „Citizen Science“. *Forum Kritische Archäologie* 4: 55-58.
- Surowiecki, James. 2004. *The Wisdom of Crowds. Why the Many Are Smarter Than the Few and How Collective Wisdom Shapes Business, Economics, Societies and Nations*. London: Little, Brown & Co.